Nr. 271 — Jahrgang 16 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 23. November 1930

Volkswille

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0,12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0,15 Zlp. Anzeigen unter Text 0,60 Zlp. von außerhalb 0,80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 30. 11. cr. 1,65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Parlamentsreform in Warschau

Verschärfung der Geschäftsordnung des Sejms — Erweiterung der Rechte des Sejmmarschalls Keine ständigen Diäten — Einschränkung der Freifahrten — Aufhebung der Immunität

Warschau. In politischen Kreisen wird die Nachricht verbreitet, daß eine der nächsten Handlungen des Regierungslagers die Durchführung einer Parlamentsreform sei. Er soll hierbei auf die Wünsche Pilsudskis zurückgegriffen werden und die Rechte des Parlaments wesentlich eingeschränkt. Praktisch würden die Reformen nichts anderes als eine Aufhebung des Parlamentarismus bedeuten und den Sejm zu einer gehorsamen Jasagemaschine machen. In erster Linie soll die Geschäftsordnung des Sejms dahin verschärft werden, daß die Opposition in ihrer Aktionsfreiheit beschränkt wird, falls an den Regierungshandlungen Kritik geübt werden sollte. In dieser Linie geht geht auch die Erweiterung der Rechte bei Maßnahmen gegen die Opposition. Ständige Diäten sollen abgeschafft und nur Tagegelder für die Sejmsitzungen gezahlt werden, während der sejmlosen Zeit gibt es keine Diäten. Auch die Freifahrten auf die Abgeordnetenlegitimation heben nur ein Recht auf Hin- und Rückfahrt zu den Sejmtagungen, darüber hinaus darf diese Freifahrtmöglichkeit eingeschränkt werden. Auch die Immunität der Abgeordneten soll nach dem neuen Projekt wesentlich aufgehoben werden.

Die hier angekündigten Reformen sind ja nichts neues, man hat sie in der einen oder anderen Form bereits im letzten Sejm vorgeschlagen und wir haben sie auch schon im schlesischen Sejm als Projekte seitens des Regierungslagers gehört. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es zunächst nur Schreckschüsse gegen die Opposition sind, um sie vor etwaiger Kritik an der Regierung zurückzuhalten. Ob dies irgend eine Wirkung bei der Opposition haben wird, bleibt dahingestellt. Aber das Ziel ist klar, der Parlamentarismus soll zu einer Farce herabgewürdigt werden, wenn man seine Rechte in der obenangeführten Art kürzen oder aufheben will.



Die Sensationsrednerin der englisch-indischen Konferenz

die Inderin Begut Schah Nawaz, deren Rede über die Forderungen des modernen Indiens als historisches Ereignis bezeichnet wurde und ihr die Glückwünsche sämtlicher Konferenzteilnehmer — auch des englischen Ministers für Indien — eintrug.

Schafft einen Arbeitersejm!

Wenn es nach dem Triumphgeheul der Sanacja Moralna ginge, so hat es überhaupt keinen Sinn, zur Wahlurne zu gehen, denn das Schicksal der schlesischen Autonomie, und damit auch des schlesischen Parlaments, ist bereits entschieden. Man rechnet uns in riesigen Wahlplakaten vor, welchen Erfolg bereits die Regierungsliste gezeitigt hat, und darum nimmt man als selbstverständlich an, daß es auch jetzt so am 23. November sein wird. Man vergißt nur die Kleinigkeit, daß zwar das Regierungslager an zweiter Stelle in der Stimmenzahl steht, daß aber die Opposition in Schlesien noch immer zwei Drittel der Bevölkerung hinter sich hat, Stimmen, die unter Anwendung ungeheurer Opferwilligkeit gegen das heutige System abgegeben worden sind. Das ist für uns das Entscheidende. Wir wollen nicht untersuchen, ob bei normalem Wahlverlauf die Regierungsliste nicht durchgefallen wäre. Aber das sind schließlich Fragen, die, wenn das Recht unparteiisch angewendet wird, noch ein sehr fatales Bild für die heutigen Machthaber zeitigen wird. Bei aller Einschränkung, die uns zur Vorsicht zwingt, glauben wir noch immer an die Unparteilichkeit des richterlichen Urteils, und das kann nur vernichtend die heutigen Sieger treffen.

Für die Arbeiterklasse waren die letzten Wahlgänge weniger angenehm. Und doch haben wir auch heute wieder den Mut, uns für die Schaffung eines Arbeitersejms einzusetzen, denn erst dieser wird in der Lage sein, die heutigen Zustände in der Wojewodschaft zu bereinigen, Recht und Freiheit im vollen Umfange wieder herzustellen. Und es wird eine seiner Hauptaufgaben sein, die „Pazifizierung“ durchzuführen, nicht eine bestimmte „patriotische“ Kaste am Ruder zu erhalten, sie von Steuergeldern Nutznießer werden zu lassen, sondern allen Volksklassen, die in der Verfassung garantierten Rechte zukommen zu lassen. Oberschlesien, die „Perle“ Polens, soll dem oberschlesischen Volke jene Versprechungen erfüllen, die bisher nur die Wahlprogramme und Regierungsversprechungen zugesagt haben. Daß dies möglich ist, daran zweifeln wir keinen Augenblick. Der Aufmarsch der Parteien beweist uns, daß diese Hoffnung im Augenblick trügerisch ist. Aber es hat wenig Sinn, sich für eine Idee zu begeistern, wenn ihre Erfüllung im Bereich des Möglichen ist. Sie als Endziel zu stellen, wenn sie noch in weiter Ferne winkt, das ist Aufgabe der Arbeiterklasse, die nichts in den sogenannten Vaterländern zu verlieren, aber eine neue Welt, in der sie den Ausschlag gibt, zu gewinnen hat.

Was man von den Versprechungen der Sanatoren zu halten hat, das wissen wir aus vierjähriger Praxis, und wer von dieser Stelle an eine Besserung unserer wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse zugunsten der breiten Volksschichten glaubt, der hat jene Hoffnungen, wie der Sterbende auf den Himmel, weil er ihm in diesem Leben nichts mehr nützen kann. In den Wahlaufrufen der schlesischen Sanacja ist auch deutlich zum Ausdruck gebracht, daß nur ein solcher Sejm, der gefügig alles schluckt, Aussicht hat, sein Lebenslicht zu erhalten. Tritt er gegen das heutige System in Opposition, so wird ihm wohl das gleiche Schicksal beschieden sein, an welchem schon die zwei ersten Parlamente Schlesiens gestorben sind. Gestorben, weil sie ihre in dem Organischen Statut garantierten Rechte nicht opfern wollten. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß, wer die Macht hat, um die Auslegung des Rechts nicht besorgt zu sein braucht. Aber darum schreiten wir nicht zur Wahl, wir wollen beweisen, daß das schlesische Volk gegen das heutige System ist und darum muß jeder, dem an der Erhaltung der Autonomie liegt, zur Wahlurne schreiten und dort seinen Stimmzettel als Protest gegen die heutigen Verhältnisse abgeben. Darum keine Stimme der Liste 1, denn die Träger dieser Liste setzen ihr Hauptgewicht auf die Vernichtung der deutschen Minderheit, obgleich diese wiederholt erklärt hat, daß das Wohl dieses Staates auch ihr Wohl ist.

Um die Majorität in der schlesischen Wojewodschaft bemüht sich auch der Korfantyblock, und die Sanacja hat ihm die Wahlagitation sehr erleichtert, indem sie den Führer dieses Blocks in die Festung Brest-Litowsk setzte. Wie sich diese „Sicherheitsmaßnahme“ auswirkte, hat der Regierungsblock am eigenen Leibe verspürt, er mußte an Korfanty ein Mandat abgeben, und, wären nicht die Maßnahmen gegen die Sozialisten und gegen die Deutschen, wir wiederholen, die Pleite der Sanacja wäre ungeheuer. Was am 16. November versäumt wurde, das muß am 23. November nachgeholt werden. Aber auch der Korfantyblock ist sich darüber einig, daß neben der Sanacja die Deutschen mitbekämpft werden müssen, die man als

Amerika erwartet ein deutsches Moratorium

Die Auffassung der Börsenkreise — Rückwirkung der Rede Dr. Curtius — Die amerikanische Regierung wenig interessiert

Neuyork. Amtliche Washingtoner Kreise äußern sich mit größter Zurückhaltung über die Curtiusrede, lassen jedoch durchblicken, daß die Vereinigten Staaten an der möglichen Verkündung eines Moratoriums nicht interessiert seien, da die amerikanische Regierung weder den Youngplan unterzeichnet habe, noch eine Verknüpfung der Reparationsfrage mit der Schuldenfrage anerkenne.

„Neuyork Times“ beglückwünscht den Reichsaußenminister zu der Versicherung, daß Deutschland den Youngplan nicht zerreißen werde. Das Blatt erklärt, wenn Curtius von einem Moratorium spreche, so meine er lediglich aufschiebbare Zahlungen. Das sei auch Schacht's Standpunkt, der vielfach nicht verstanden werde. Deutschlands ehrliche Absichten und guter Wille könnten daher nicht in Frage gestellt werden.

Amerikanische Börsenkreise zur Curtiusrede

Berlin. Einem Bericht der B. Z. aus Neuyork zufolge schließt man in amerikanischen Börsenkreisen aus der Curtiusrede, daß schon der 1. Januar 1931 als der Termin für die deutsche Moratoriumserklärung zu gelten habe. Der 1. März wird als Termin für die Forderung nach Zahlungsaufschub der früheren Alliierten genannt. Es wird ferner behauptet, daß Harrison, der Präsident der Neuyorker Bundes-Reserve-Bank, Europa bereits davon verständigt habe, daß die Hoover-Regierung diesem Termin zustimmen würde. Eine Bestätigung dieser Gerüchte ist nicht möglich.

Warschauer Echo

Warschau. Die Rede des Reichsaußenministers Dr. Curtius wird in der poln. Presse ruhig aufgenommen. Sowohl Regierungspresse wie die rechtsstehenden Zeitungen heben hervor, daß Curtius nur die bisherigen deutschen Ansprüche und Argumente festgehalten habe, so daß von einer Aenderung der deutschen Außenpolitik keine Rede sein könne.

Aus der Berliner Diplomatie

Berlin. Der polnische Gesandte Roman Knoll ist nach Berlin zurückgekehrt und hat die Leitung der Gesandtschaft wieder übernommenen.

Graf Bethlen über seinen Berliner Besuch

Berlin. Vor seiner Abreise nach Berlin erklärte nach einer Meldung Berliner Blätter aus Budapest Ministerpräsident Graf Bethlen Zeitungsberichterstattern gegenüber, er ergreife mit größter Freude die Gelegenheit, die ihm durch die Einladung des Reichsministers des Aeußern, Dr. Curtius, geboten wurde, um sich nach der Hauptstadt des deutschen Reiches begeben zu können. „Reichsaußenminister Dr. Curtius“, so fuhr Graf Bethlen fort, „hat am Donnerstag im Reichsrat eine große politische Rede gehalten, und hohen Gedanken Ausdruck gegeben. Ich stelle auf Grund dieser Rede mit Freude fest, daß die auf Erreichung paralleler Ziele strebende ungarische u. dtsch. Außenpolitik weder durch ihre Zielsetzung, noch durch ihre Mittel der Aufrechterhaltung des Friedens zuwider läuft, sondern im Gegenteil geeignet ist, den Frieden zu stabilisieren.“ Der Ministerpräsident sagte weiter, er sei darauf vorbereitet, daß im Zusammenhang mit seinem Berliner Besuch in der Presse wieder vage Kombinationen über die Bildung eines Revisionsblockes auftauchen würden. Er betonte mit Nachdruck, daß dieser Besuch mit keinerlei neuen politischen Gruppierungen in Zusammenhang stehe, sondern hauptsächlich dem Zweck diene, dem von der ganzen Welt hochgeschätzten Präsidenten des deutschen Reiches die Hochachtung der ungarischen Nation zum Ausdruck zu bringen und die warmen Freundschaftsgefühle zu bekunden, die die ungarische Nation der großen deutschen Nation gegenüber empfindet.

Auslandsreise des Präsidenten General Gorecki

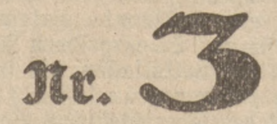
Warschau. Der Präsident der Bank Gospodarstwa Krajowego, General Dr. Roman Gorecki, reist am 22. d. Mts. nach Paris, von wo er sich am 27. nach der Schweiz begibt. Am 28. d. Mts. wird er an einem Frühstück teilnehmen, das ihm zu Ehren der Vizepräsident der Schweizerischen Emissionsbank, der seinerzeit den Ausflug schweizerischer Bankiers nach Polen leitete, veranstaltet. Am Abend desselben Tages wird Präsident Gorecki vor 70 hervorragenden Vertretern der schweizerischen Finanz-, Industrie- und Handelswelt und der Presse einen Vortrag über Polen halten.

Fremdkörper betrachtet. Und wo es hieß, daß Ausnahmegesetze zur schnelleren Polonisierung nachhelfen müssen, da gab es keinen Unterschied zwischen Korfanty und dem anderen polnischen Lager, mit Ausnahme der Sozialisten. Von den Verbündeten Korfantys braucht hier füglich nicht gesprochen zu werden, der deutsche Arbeiter, und der Sozialist insbesondere, kann nicht wünschen, selbst, wenn heute der Korfantyblock die Opposition führt, daß er aus dieser Wahlschlacht als Sieger hervorgeht. Er hat in den letzten zwei Schlesischen Sejms den Ausschlag gegeben, er hat nicht bewiesen, daß er gegenüber dem Deutschtum und der Arbeiterklasse eine andere Politik zu führen bemüht war, wie diejenige der Sanacja, mit oppositioneller Einstellung.

Als machtvoller Klub waren noch die Deutschen im letzten Schlesischen Sejm vertreten. Nach dem beispiellosen Kampf, den man gegen das Deutschtum in letzter Zeit geführt hat, wollen wir dessen Politik nicht näher charakterisieren. Aber der Ausgang der Wahlen wird auch ihm bewiesen haben, daß er seine Politik im dritten Sejm anders einstellen muß. Wir wissen auch, daß man seitens der polnischen Parteien im Wahlkampf keinen Unterschied gemacht hat, sondern offen die Parole befolgen ließ, daß die deutschen Volksmassen kein Mandat in der Volksvertretung haben dürfen. Vorerst scheint es, als wenn dieses Ziel erreicht ist. Aber unter normalen Verhältnissen wird es sich zeigen, daß das Deutschtum, trotz aller Schikanen, ungebrochen dasteht, und daß uns keine „Sanierungsmaßnahmen“ hindern können und werden, an unserem Volkstum festzuhalten. Und wir Sozialisten unterstreichen dies insbesondere, daß wir gerade den nationalen Belangen unsere Hauptaufmerksamkeit widmen werden, ohne in jenen Nationalismus zu verfallen, der das Volkstum als solches gefährden muß. Wo es die Verhältnisse erzwingen werden, stehen wir zum deutschen Volkstum und werden dessen Interessen verteidigen, wie wir es jederzeit getan haben. Der jetzige Wahlkampf legt uns noch eine besondere Pflicht auf, über die noch bei anderer Gelegenheit zu sprechen sein wird.

Als Arbeitervertreter melden sich die Kommunisten, die verkappten Kommunisten und noch weitere undefinierbare „Arbeitervertreter“ und schließlich auch die Bankerotteure der „Revolution“, die sich um Biniszkiewicz scharen, obgleich sie die Nutzlosigkeit ihrer Listen längst einsehen müssen. Wenn die deutsche und polnische Arbeiterklasse heute zerrissen und machtlos dasteht, so fällt die Schuld hierfür auf die Kommunisten und ihren verkappten Anhang, denen absolut nichts an der Rettung der Arbeiterklasse gelegen ist, sondern an Träumen, die ihnen von anderer Stelle diktiert werden. Wir sind weit davon entfernt, den Kommunismus als Idee zu bekämpfen, wir wenden uns nur gegen den Mißbrauch dieser Idee als Zerstörungsmittel gegen die sozialistische Arbeiterbewegung. Nicht gegen die Bourgeoisie geht hier der Kampf, sondern gegen die Arbeiterklasse als solche und darin liegt das Verbrechen. Auch dieses Spiel wird, wie das der Sanacja, einmal enden, aber wir geben uns darüber Rechenschaft ab, daß die Erkenntnis zu spät eintreten wird. Darum kann kein vernünftiger Arbeiter für dieses Brimborium von „Arbeiterrettern“ eintreten, er kann und darf nur für die sozialistischen Listen stimmen.

Die deutsche Arbeiterklasse ist sich ihrer Aufgabe in diesem Kampf um den Arbeitersejm wohl bewußt. Sie weiß aus den letzten Kämpfen, daß sich der sozialistische Block nur schwer durchsetzen kann. Aber sie geht freudig in den Kampf, daß er gelingen wird, von der Sejmtribüne aus dem Proletariat zu zeigen, was wir wollen. Wir halten an der Idee des kommunistischen Manifestes fest, wir folgen den sozialistischen Forderungen der Arbeiterinternationale unentwegt und wir hoffen, daß auch in der Schlesischen Wojewodschaft die Stunde kommt, wo die deutsche und polnische Arbeiterklasse siegen werden. Vorerst stehen wir im Vorgefecht. Wer die große Schlacht mit entscheiden will, der kann nur auf die Liste



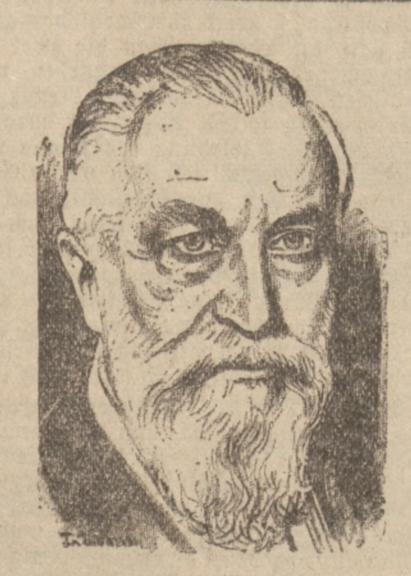
stimmen, unter der wir zum dritten Male die deutsche Arbeiterklasse zum Kampf um den Schlesischen Arbeitersejm aufrufen!

Für die politische Macht der Arbeiterklasse, für Frieden, Brot und Freiheit!

—ll.

Die Opposition innerhalb der englischen Arbeiterpartei

London. „Daily Mail“ stellt fest, daß Sir Oswald Mosley unter den Abgeordneten der Arbeiterpartei 35 Anhänger hat, die bereit seien, mit ihm gegebenenfalls gegen die Maßnahmen der Parteileitung zu stimmen. Das habe sich gelegentlich der letzten Fraktionssitzung gezeigt, als ein Arbeiterparteiler wegen Vergehens gegen die Partei-Disziplin vernommen wurde.



Adolf Damaschke

der Vorkämpfer für den Gedanken der Bodenreform in Deutschland und der 1. Vorsitzende des Bundes Deutscher Bodenreformer, wird am 24. November 65 Jahre alt.

Sozialistische Fortschritte in den Vereinigten Staaten

Ständiger Zuwachs sozialistischer Stimmen — Die Partei gewinnt Oberrichter- und Gouverneursposten — Festigung des sozialistischen Geistes innerhalb der Arbeiterschaft

Aus den nunmehr vollständig vorliegenden Resultaten der amerikanischen Wahlen vom 4. November läßt sich entnehmen, daß das Ergebnis für die amerikanischen Sozialisten noch viel befriedigender ist, als ursprünglich angenommen wurde. Wenn es auch der zahlenmäßig schwachen Sozialistischen Partei Amerikas diesmal noch nicht möglich war, eine Vertretung im amerikanischen Repräsentantenhaus zu erlangen, so sind doch Fortschritte erzielt worden, die für die Zulassung das Beste erhoffen lassen.

Im Staate Neuyork hat Louis Woldman, der sozialistische Kandidat für den Gouverneurposten, 175 000 Stimmen auf sich vereinigt. Er hat damit die Stimmenzahl, die er vor zwei Jahren erhielt, verdoppelt.

Die sozialistischen Kandidaten für Abgeordnetensitze der Stadt Neuyork haben es diesmal auf 127 000 Stimmen gegen 67 000 im Jahre 1928 gebracht. Obwohl die sozialistische Partei ohne Geld und ohne weitausgebildete Organisation den beiden alten Parteien mit ihren unerschöpflichen Geldquellen und ihrer mit diesem Geld geölten Parteimaschine gegenüberstand, haben sich Norman Thomas, Jakob Panken, Vladeck und andere Kandidaten sehr gut gehalten. In vielen Wahlkämpfen um Gemeinde- und Bezirksmandate erreicht der sozialistische Kandidat bereits die zweite Stelle, hinter den Demokraten, die diesmal die Sieger waren, aber vor den Republikanern. Der beliebte Essayist Heywood Broun kandidierte im Neuyorker Millionärviertel, wo allerdings, wenige Straßen entfernt von den Palästen der Reichen, das Elend wohnt, und erhielt fast 7000 Stimmen.

In die gesetzgebende Versammlung des Staates Pennsylvanien wurden zwei Sozialisten gewählt, die in der „roten Industriestadt“ Reading über die Kandidaten der bürgerlichen Parteien siegten. Im Staate Wisconsin wurden zu den schon vorhandenen drei Mitgliedern der gesetzgebenden Versammlung sechs neue hinzugewählt; die Vertretung hat sich also verdreifacht. Auch zum Sheriff (Ortsrichter) der sozialistisch verwalteten Stadt Milwaukee wurde ein Sozialist gewählt.

In Kalifornien wurden 50 000 Stimmen für den berühmten Schriftsteller Upton Sinclair abgegeben, der als sozialistischer Bewerber um den Gouverneurposten kandidierte. Dies ist in Anbetracht der Heftigkeit mit der die kapitalistischen Kreise gerade Upton Sinclair bekämpften, ein besonders bemerkenswertes Resultat.

Auch aus vielen andern Provinzstädten werden sozialistische Erfolge und Fortschritte gemeldet.

Einen großen Erfolg hat die den Sozialisten nahestehende Arbeiter- und Bauernpartei von Minnesota in diesem Staate errungen. Ihr Kandidat Floyd Olson hat zum erstenmal den Gouverneurposten von Minnesota für die Arbeiter- und Bauernpartei gewonnen. Diese Partei hat auch einen Vertreter im Repräsentantenhaus sowie einen im Senat. Dieser letztere, Senator Hendrik Shipstead, wird bei den knappen Mehrheitsverhältnissen im kommenden Senat wahrscheinlich eine besonders wichtige Stellung einnehmen.

Vor einer neuen Diktatur in Spanien



Von links nach rechts: General Saro, der Militärgouverneur von Madrid, General Martinez Anido, der frühere Innenminister Primo de Riveras, und General Barrera, der bis zum Frühjahr Generalkapitän von Katalonien war, die nach einer Meldung aus Spanien eine neue Diktatur-Regierung vorbereiten sollen. Veranlaßt wurden diese Bestrebungen durch die jüngsten schweren Unruhen in der spanischen Hauptstadt, denen blutige Zwischenfälle in anderen großen Städten des Landes folgten.

Abreise Deweys aus Polen

Warschau. Am Donnerstag hat der amerikanische Finanzberater bei der polnischen Regierung, Dewey, Warschau verlassen und sich in Begleitung seiner Frau und seines Sohnes nach Paris begeben. Am Bahnhof wurde er u. a. von Finanzminister Matuschewski und dem Präsidenten der Bank Polski, Wroblewski, verabschiedet. Dewey soll nach seiner Rückkehr nach Amerika einen höheren Posten in der Federal Reserve Bank in Neuyork erhalten.

87 neue Bombenflugzeuge in der Roten Armee

Kowno. Einer amtlichen Moskauer Meldung zufolge findet am Sonnabend in Moskau, Leningrad und anderen Städten die Uebergabe von 87 neuen Bomben- und Kampfflugzeugen an die Rote Armee statt, die von der Gesellschaft der Luftfreunde aus Arbeitermitteln gebaut wurden. Davon sind die Mittel zum Bau von 21 Kampfflugzeugen allein in Moskau aufgebracht worden. Kriegskommissar Woroschilow erläßt aus diesem Anlaß einen Aufruf, in dem er seinen Dank ausspricht und auf die Notwendigkeit einer weiteren Verstärkung der Kampffähigkeit der Roten Armee hinweist.

Mehrheitsbildung im österreichischen Nationalrat

Wien. Die Verhandlungen des Klub-Obmannes der Christlichsozialen wegen einer Mehrheitsbildung im Nationalrat gingen über eine vorläufige Fühlungnahme nicht hinaus. Dr. Buresch hatte Besprechungen mit Dr. Schober, Innenminister Fürst Starhemberg und Bürgermeister Seitz. Hinsichtlich letzteren handelt es sich wohl mehr um eine Geste parlamentarischer Höflichkeit, da ja die Bildung einer rein bürgerlichen Mehrheit angestrebt wird. Fürst Starhemberg erklärte im Namen des Heimatblocks, grundsätzlich zu einer Mehrheitsbildung bereit zu sein. Die Fühlung mit Dr. Schober trug noch mehr informatorischen Charakter.

20 000 Neger starben an Frankreichs „Kolonialpolitik“

Paris. Die französische Kammer bewilligte eine Anleihe von über einer Milliarde Franken für Eisenbahn- und Hafenbauten in den afrikanischen Kolonien. Der sozialistische Abgeordnete Nouelle sprach gegen die Zwangsbeschäftigung Eingeborener bei den großen öffentlichen Arbeiten. 20 000 Schwarze hätten infolge der schlechten hygienischen Verhältnisse ihr Leben lassen müssen. Kolonialminister Pietry gab zu, daß eine große Sterblichkeit unter den für öffentliche Arbeiten hinzugezogenen Schwarzen in den Jahren 1927 und 1928 festzustellen gewesen sei, daß aber nunmehr nur noch 30 Prozent zwangsgestellt würden, während die übrigen 70 Prozent der schwarzen Arbeiter Freiwillige seien.

Neue Aufstandsbewegung im Irak

London. In den kurdischen Provinzen des Irakstaates ist ein neuer Aufstand unter der Führung des Scheichs Mahmud ausgebrochen. Die englischen Luftstreitkräfte arbeiten mit den Truppen des Irakgebietes zusammen, um diesen Aufstand zu unterwerfen. Die Basis der Operationen ist Sulaimani, von wo aus Truppen in das Aufstandsgebiet entsandt worden sind.

Und der Stahlhelm protestiert nicht!

Ein Sekretariat der polnischen Minderheiten in Berlin.

Berlin. Die polnischen Minderheiten in fünf europäischen Staaten haben sich zusammengeschlossen, um die Interessen der polnischen Minderheiten in diesen Ländern wahrzunehmen. Zusammengetreten sind die polnischen Minderheiten in Deutschland, Rumänien, Litauen, Lettland und in der Tschechoslowakei. In Berlin soll ein ständiges Sekretariat errichtet werden.

Wie Mussolini abrüstet

Heerespflicht vom 8 bis zum 55. Lebensjahr.

Rom. Dieser Tage hat der Ministerrat durch königliches Dekret die Einbeziehung der Faschistenmilizleute vom 18. bis 21. Jahr in das Heer angeordnet, wobei sie jedoch auch weiter auf das Regime zu vereidigen sind und geschlossene Formationen bleiben. Heute hat der Ministerrat auch für alle Italiener, die der Faschistenmiliz nicht angehören, durch Dekret den Zwang zur Teilnahme an zwei Militärkursen jährlich unter schwerer Strafandrohung festgesetzt. Da schon die Kinder vom 8. Jahre in der „Ballilla“ militärisch gedrillt werden, kann die „Tribuna“ mit Recht sagen, alle Italiener vom Kind in der Ballilla bis zum Veteran haben ausnahmslos Soldaten zu sein und sich als Soldaten zu fühlen.

Hiernach sind die Abrüstungsreden des offiziellen Italien von heute einzuschätzen!



Al Capone verhaftet

Der amerikanische Verbrecherkönig und Führer einer weitverzweigten Alkoholschmugglerorganisation, Al Capone, ist in Chikago verhaftet worden. Scheinbar will die Polizei den Kampf gegen den Herrn der Chikagoer Unterwelt, dem seine zahllosen Missetaten bisher nie nachgewiesen werden konnten, nunmehr mit aller Schärfe aufnehmen.

Polnisch-Schlesien

Die große „3“

Der Generaldirektor des Eisenwerkes war heute schlecht gelaunt. Alles mißfiel ihm, nichts wollte klappen. Der Sekretär bewegte sich leise auf den Fußspitzen, desgleichen der Bürodiener und dennoch waren sie zu laut. Die Briefe wurden fein und sauber geordnet auf den Tisch gelegt und und doch fand sich ein Grund zum Nörgeln und zur Unzufriedenheit. Die Angestellten steckten die Köpfe zusammen und beratschlagten im Flüsterton, aber sie konnten der Sache nicht auf den Grund kommen. Sie stellten nur fest, daß der Herr „General“ außerordentlich schlecht gelaunt war. Er mußte leidend sein, denn man sah ihm das an. Seine Gesichtsfarbe war blaß, die Augen glühten, die Unterlippe zuckte nervös und die Finger zitterten. In dem schönen mollig eingerichteten Zimmer, mit dem großen Perserteppich, saß am Schreibtisch der Herr Generaldirektor. Er war heute besonders aufgeregt und konnte die Gedanken nicht zusammenfassen. Sie sausten nur so im Kopfe herum nicht halb und nicht ganz. Nur die „3“ war klar und hatte Gestalt angenommen. Arbeiten konnte er heute nicht, das war für ihn klar Er mußte zuerst ein wenig ausruhen und sich sammeln. Schließlich erhob er sich von seinem Bürotisch, wandelte bedächtig im Zimmer hin und her und warf sich dann in den weichen ledernen Sessel. Und wieder erschien vor seinen geistigen Augen die „3“, die riesengroße „3“ die alles im Zimmer überragte. Diese „3“ hat ihn die ganze Nacht gequält. Kaum, daß er eingeschlafen war, stand sie vor ihm. Anfangs war die „3“ ganz klein, solch eine gewöhnliche „3“, wie sie auf dem Papier zu stehen pflegt. Je näher er die „3“ betrachtete, um so größer wurde sie. Sie schwoll immer mehr an, wurde immer dicker und schwärzer. Der Untergrund verschwand plötzlich und es blieb nur die „3“. Sie war schon so groß wie er selber, bewegte sich auf ihn zu. Bald überragte sie ihn, wuchs aber ununterbrochen in die Höhe und in die Breite. Sie konnte schon keinen Raum im Zimmer finden, so groß war die „3“. Er sah wie sie sich in ihrem unaufhörlichen Wachstum bewegte. Krachend fielen die Wände auseinander, die Decke wurde gehoben und zur Seite gestoßen. Die „3“ wuchs weiter, wurde haushoch und drohte den Kirchturm zu überragen Wie eine kleine Maus stand er neben ihr. Dann drohte sie zu stürzen, gerade auf ihn zu.

Mit einem Schrei ist der Direktor aufgewacht. Er war ganz in Schweiß gebadet und zitterte an allen Gliedern. Er guckte sich nach der „3“ um und langte mit zitternden Händen nach dem elektrischen Schalter. Das Licht wurde angezündet und von der „3“ war keine Spur mehr. Alles stand im Zimmer auf der gewohnten Stelle. Die Wände waren nicht geplatzt und die Decke nicht beschädigt. Ein böser Traum — dachte der Direktor — wechselte das Nachthemd, drehte das Licht aus und wollte weiter schlafen.

War es Traum oder Wirklichkeit? Er sah wieder die „3“ auf dem Wandkalender stehen. Sie klebte ganz friedlich da und glotzte zu ihm hinüber. Bald wurde sie beweglich, verließ den Wandkalender und bewegte sich auf ihn zu. Bald stand sie wieder vor seinem Bett, wurde immer größer und tat so, als wenn sie ihm etwas sagen wollte. Als sie bereits an seinem Bett stand, riß sich der Direktor halb wach und halb schlafend vom Nachtlager, um zu flüchten. Er stolperte über einen Gegenstand und fiel zu Boden. An das Schlafen war diese Nacht nicht mehr zu denken. Das sind Nerven — dachte der Direktor und ich muß schleunigst nach dem Süden, um mich zu erholen. Im Büro wollte der Direktor noch die allernotwendigsten Arbeiten erledigen und dann nach dem Süden fahren.

Der Generaldirektor strengte sein Gehirn an. Was bedeutet dieser Traum, mit der schrecklichen „3“? Sie ist doch sonst eine harmlose Zahl, genau so wie die anderen. Oder ist sie für ihn eine Unglückszahl? Bedeutet sie etwa seinen Tod nach 3 Tagen, 3 Monaten oder 3 Jahren? Er grübelte in seiner Vergangenheit nach, fand aber keine Anhaltspunkte, um die „3“ als eine Unglückszahl betrachten zu können. Da blitzte ein Gedanke in seinem Kopfe wie ein Strahl auf. Herrgott wir führen einen Wahlkampf. Vielleicht soll ich für die „3“ stimmen! Welche Partei hat denn die Zahl „3“? Hastig griff der Direktor nach den Zeitungen, fand aber keine Wahlpartei mit der „3“. Er drückte auf den Knopf. Langsam öffnete sich die Tür und der Kopf des Sekretärs mit geängstigten Augen erschien in der Oeffnung. Welche Wahlpartei hat die Nr. „3“ brüllt der Direktor den Sekretär an. Konsterniert stotterte etwas unverständliches der Sekretär. Anscheinend hat er es nicht gewußt. Nun wurden andere Angestellte gerufen und der Direktor erfuhr, daß die „3“ die D. S. A. P. führe. Jetzt verstand er alles. Die D. S. A. P. Er kenne die Partei. Sie ist in seinem Eisenwerk vertreten. Er hat schon viele deutsche Sozialisten „reduziert“, aber alle konnte er nicht entfernen. Selbst im Betriebsrat sitzen sie und verlangen frech die Reduzierung seiner Bezüge. 60 000 Zloty monatlich für einen Direktor ist doch gar nicht viel.

Er leistet ja Pionierarbeit in der schlesischen Schwerindustrie und das will was heißen. Was geht das die Leute an, daß im Betrieb 4 Generaldirektoren sind, die zusammen monatlich die lumpige Viertelmillion beziehen. Ohne Direktoren ist ein Betrieb unmöglich, das weiß doch ein jeder.

Nein, ein Generaldirektor kann für die „3“ nicht stimmen, das ist ausgeschlossen. Lieber reduzieren. Mögen die Proleten für die „3“ stimmen, ein Generaldirektor kann das nicht machen. Die Proleten werden sich das zweimal nicht sagen lassen und werden morgen geschlossen für die



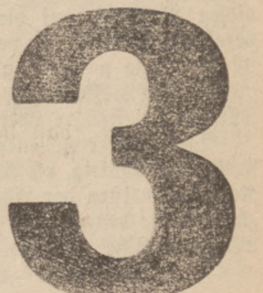
stimmen.



Lebensfragen!

Wähler! Morgen fällt die Entscheidung:

1. Ueber die Zukunft der Schlesischen Autonomie
2. Ueber das Sein und Nichtsein der deutschen nationalen Minderheit
3. Ueber die schlesische Sozialgesetzgebung und Selbstverwaltung



Die 3 Lebensfragen werden zum Vorteile des schlesischen Volkes entscheiden, wenn wir alle geschlossen zum Schlesischen Sejm für die Liste Nr. stimmen werden!

Der kurze, aber rücksichtslose Kampf zum Schlesischen Sejm

Eine Sanacjamehrheit im Schlesischen Sejm birgt die größte Gefahr für die Deutschen und Arbeiter — Der Schlesische Sejm darf nicht zum Werkzeug der Aufständischen und Westmärkler herabgesetzt werden — Die Mahnung in letzter Stunde

Seit Oktober stehen wir im Wahlkampfe, doch wurde der Wahlkampf zuerst für den Warschauer Sejm geführt. Die allgemeine Aufmerksamkeit war auf diese Wahlen konzentriert, denn es ging hier darum, wer die Macht im polnischen Staate ausüben wird, die Sanacja oder die Opposition. Die Wahl hat zugunsten der Sanacja entschieden, denn sie erlangte im Warschauer Sejm eine kleine Mehrheit. Auf welche Art diese Mehrheit erlangt wurde, das wollen wir hier nicht untersuchen, denn darüber werden später die polnischen Gerichte entscheiden.

Nun sind die Wahlen zum Warschauer Sejm vorüber und jetzt wendet sich die Aufmerksamkeit den Wahlen zum Schlesischen Sejm zu. Der richtige Wahlkampf zum Schlesischen Sejm hat eigentlich zu Beginn dieser Woche eingesetzt. Die Sanacja war im Siegesrausch und kam erst am Mittwoch zur Besinnung. Sie griff auch erst am Mittwoch in den Wahlkampf so richtig ein und seit diesem Tage wird der Wahlkampf zum Schlesischen Sejm mit aller Schärfe geführt. Zu allererst wurde mit der Einschüchterung der schlesischen Wähler begonnen. Die Sanacja erklärt, daß es zwecklos wäre, deutsche und oppositionelle polnische Listen für den Schlesischen Sejm zu wählen, denn sobald im Warschauer Sejm eine Sanacjamehrheit sitzt, wird in Kattowitz unter keinen Umständen ein oppositioneller Schlesischer Sejm geduldet. Das mag bis zu einem gewissen Grade stimmen, aber das beweist noch lange nicht, daß die schlesischen Wähler der Sanacja den Sejm überlassen sollen, damit sie dort schalten und walten kann, so, wie sie das versteht. Abgesehen davon, daß der Sejm den Anschauungen aller Bürger entsprechen muß, ist für uns ein Sanacja-Sejm nicht annehmbar. Dann lehnen wir lieber einen Sejm überhaupt ab, denn ein Sejm mit einer Sanacjamehrheit birgt in sich die größten Gefahren für die deutsche nationale Minderheit, die wir uns überhaupt vorstellen können. Wir sind ja ohnehin zu Bürgern zweiter Klasse herabgesetzt und den Aufständischen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Sollte sich der dritte Sejm aus lauter Aufständischen und Westmärklern zusammensetzen, dann — Gott stehe uns bei — dann sind wir geliefert.

In der Wojewodschaft steht die Genfer Konvention immer noch in Kraft, die dem deutschen Volke gewisse Rechte garantiert. Allerdings haben wir von dieser Garantie blutwenig, aber die Wojewodschaft tut wenigstens so, als wenn sie uns diese Rechte gewährt. Sie muß mit den internationalen Instanzen und auch mit der Volksstimmung im Bereich der Wojewodschaft rechnen. Das sind zwei Faktoren, die uns noch halbwegs schützen oder schützen sollen. Entfällt einer von diesen Faktoren, so wird sich unsere Lage wesentlich verschlimmern. Eine Sanacjamehrheit im Schlesischen Sejm, wird uns ein Recht nach dem anderen entreißen. Wir laufen Gefahr, daß die deutsche Sprache in der Wojewodschaft überhaupt verboten wird, daß die deutsche Bevölkerung wirtschaftlich vernichtet werden kann. Eine Sanacjamehrheit im Schlesischen Sejm wird die treibende Kraft sein, wird die Wojewodschaft und die Zentralregierung aufstacheln, gegen die deutsche Minderheit rücksichtslos vorzugehen. Ein Sejmbeschluß ist und bleibt ein Sejmbeschluß und die Behörden in der Wojewodschaft werden sich vor den internationalen Instanzen auf ihn berufen, wenn es gilt, die nationalen Rechte der deutschen Minderheit in der Wojewodschaft zu schmälern. Das muß ein jedes Mitglied der deutschen nationalen Minderheit wissen, das müssen auch die führenden Politiker nicht außer acht lassen, insbesondere in dem Wahlkreis Teschen—Bielitz—Pleß—Rybnik.

In nationaler Hinsicht bedeutet ein Sieg der Sanacja bei den schlesischen Sejmwahlen die allerärgste Gefahr für die deutsche Bevölkerung. In wirtschaftlicher Hinsicht liegen die Dinge auch nicht anders.

Die Sanacja hat für die Arbeiter tatsächlich nichts übrig. Es ist denkbar, daß jene Arbeiter, die sich für die Sanacja betätigen, mit der Zeit einen bess ren Posten erwischen. Sie werden als Aufseher und dergl. angestellt und leisten Handlangerdienste für die Kapitalisten. Das sind aber einzelne Arbeiter. Ausnahmen. Für die große Masse der Arbeiter kann die Sanacja nichts tun. Sie ist die Partei der Großgrundbesitzer und der Kapitalisten. Geht sie gegen die Generaldirektoren vor, so sind es sicherlich nur deutsche Direktoren, denn sie will die deutschen Beamten verdrängen, um für ihre Lieblinge Platz zu machen. Ein solcher Kampf kann den Arbeitern nicht helfen, denn der polnische Direktor ist nicht um ein Jota besser als der deutsche, manchmal noch viel schlimmer. Aus den staatlichen Fonds will die Sanacja, angeblich wegen Geldmangel den Arbeitern nicht helfen und gegen die Kapitalisten kann sie den Arbeitern nicht helfen, weil sie die Partei der Kapitalisten ist. Haben doch Minister dieser Sanacja von einer 50prozentigen Besserstellung der schlesischen Arbeiter im Vergleich zu der Vorkriegszeit gesprochen. Der Arbeiter, der von der Sanacja Hilfe erwartet, dem ist nicht mehr zu helfen.

Zusammenfassend sagen wir noch einmal, daß eine Sanacjamehrheit für das schlesische Volk im allgemeinen, für die deutsche Minderheit und für die Arbeiterschaft direkt, gefährlich wäre. Wir sollen keine Opfer scheuen, um dieses Unglück vom schlesischen Volke abzuwenden. Dazu darf es nicht kommen, selbst auf die Gefahr hin, daß der dritte Schlesische Sejm auch bald das Zeitliche segnen sollte. Das ist die letzte Mahnung, die an die Wähler ergeht und wir fordern alle Wähler auf, morgen für die Liste

Nr. 3

zu stimmen.

Was der Wähler wissen muß

1. Wahlberechtigt sind alle männlichen und weiblichen polnischen Staatsbürger, die am Tage der Wahlausschreibung das 21. Lebensjahr (zum Senat das 30. Lebensjahr) vollendet haben, in der Wojewodschaft wohnen und in der Wählerliste eingetragen sind.

2. Gewählt wird mit dem Stimmzettel zum Schlesischen Sejm mit der Nummer 3 (zum Senat mit Nummer 22). Der Stimmzettel muß aus weißem Papier ohne jeden Vermerk, außer der deutlichen 3 sein.

3. Gewählt wird in denselben Wahllokalen wie am vergangenen Sonntag.

4. Der Wähler muß sich mit Ausweispapieren versorgen (Paß, Verkehrskarte, Meldezettel, Militärpapiere, Arbeitslosenausweis u. dergl.)

5. Die Wahlzeit beginnt um 8 Uhr vormittags (zum Senat um 9 Uhr vormittags) und dauert bis 8 Uhr abends (zum Senat bis 9 Uhr abends). Jene Wähler, die vor der angegebenen Zeit das Wahllokal betreten haben, können noch ihre Stimme abgeben. Es ist empfehlenswert, der Wahlpflicht schon vormittags zu genügen.

6. Vor dem Wahltisch nennt der Wähler laut seinen Zu- und Vornamen und die Adresse. Dann erhält er vom Wahlleiter zwei Kuverts, ein blaues und ein graues. Er begibt sich damit in die Wahlzelle, legt den Stimmzettel, den er von zu Hause mitgebracht hat, mit der 22 in das blaue und den Stimmzettel mit der 3 in das graue Kouvert. Dann übergibt er die beiden Kuverts dem Wahlleiter, der sie unkontrolliert in die Wahlurnen wirft.

7. Die Wahlen sind geheim. Niemand darf gegen das Geheimnis auftreten. Ein Vergehen gegen das Geheimnis wird mit Gefängnis bestraft.

8. Alle Vergehen gegen das Wahlgesetz sind dem Bezirksvorstand der D. S. A. P. Kattowitz, Bahnhofstraße 11, mitzuteilen.

Eine Stimme ist oft entscheidend

Bei verschiedenen Wahlen haben wir oft feststellen können, daß die Säumigkeit einiger weniger Wahlberechtigter an dem Verlust von weiteren Mandaten schuld war. Was oft der Unterschied einer einzigen Stimme ausmacht, sehen wir in Amerika. So haben bei den letzten Wahlen zum amerikanischen Repräsentantenhaus, die am 2. d. Mts. stattfanden, die Demokraten 217 Mandate und die Republikaner 216 erhalten. Das Zünglein an der Waage ist ein Mitglied der Farmerpartei.

Im amerikanischen Senat haben die Demokraten 47 Stimmen, die Republikaner 48 Stimmen; letztere sind also im Senat mit nur einer Stimme in der Mehrheit, während sie im Repräsentantenhaus mit einer einzigen Stimme in der Minderheit sind.

Wie folgenschwer sich oft eine einzige Stimme bei Abstimmungen in Parlamenten (Steuerfragen usw.) auswirken kann, bedarf keiner besonderen Erörterung. Ebenso ist es bei der Wahl. Eilt daher alle am Sonntag zur Wahlurne und **wählt die Nr. 3.**

Stimmzettel sind bei allen Vertrauensmännern sowie auch in der Redaktion des „Volkswille“ zu haben.

Gehaltsabbau, der neue Regierungsplan

Wie verlautet, beabsichtigt die Regierung einen 15prozentigen Gehaltsabbau, der alle Staatsbeamten betreffen soll, um das gähnend leere Staatssäckel zu sanieren. Demzufolge wird auch naturgemäß die Kommunalverwaltung, sowie die Privatindustrie handeln. Für die Schwerindustrie dürfte dieser Entschluß der Regierung ein gefundenes Fressen sein. Ob aber mit der Lohnsenkung gleichzeitig eine Preissenkung verbunden ist, darüber verlautet vorläufig gar nichts. Die augenblickliche Sejmzusammensetzung gewährleistet eine Bestätigung des Planes. Die oppositionellen Abgeordneten dürften in eine sehr bedrängte Lage kommen, denn dieser 15prozentige Abbau **darf nicht alle** Beamten- und Angestelltenkategorien treffen, namentlich nicht die Unterbeamten. So sind letztere bei der Post und Eisenbahn, in verschiedenen anderen Betrieben, beim Gericht, im Gefängniswesen, Polizei usw. sehr schlecht bestellt und ein Gehaltsabbau absolut nicht am Platze. Es sind dies größtenteils staatlich konzessionierte Hungerleider. Ferner liegt es klar auf der Hand, daß diesem Abbau auch ein Lohnabbau der Arbeiterlöhne in Kürze folgen dürfte. Die neuen Abgeordneten werden ihre ganze Energie einsetzen müssen, um diesen Raubzug auf die Taschen der bereits jetzt schon schlecht bezahlten Arbeiter zu verhindern. Ferner sieht jeder vernünftige Mensch ohne weiteres gleich ein, daß die Reduzierung nicht alle gleichmäßig treffen darf, den Generaldirektor wie auch den Bahnwärter, Briefträger oder den Polizisten.

Wer also eine energische Vertretung seiner Interessen anstrebt, gleichgültig, ob Angestellter oder Arbeiter, der sehe sich die Kandidatenlisten der Abgeordneten näher an, hänge allen Parteizwist, sowie den ganzen Nationalfimmel endlich an die Wand und wähle die Liste

Nr. 3

Die nicht mehr wiederkehren . . .

In den neuen Sejm werden sehr viele Oppositionsführer nicht wieder einziehen, die als Kandidaten in den einzelnen Bezirken oder aus der Staatsliste bei den Wahlen durchgefallen sind. Die bekanntesten unter ihnen sind folgende ehemalige Abgeordneten:

Der Marschall des zweiten Sejm Rataj, Pfarrer Panas, der Präsident der Stadt Lodz Ziemiencki, der Führer der Zentrolinken in Lodz Kwapinski, ferner Stanczyk, Diamand, Kurylowicz, alle von der PPS., der Präses der Nationalen Arbeiterpartei-Rechten K. Popiel, die Abgeordneten Putek und Baginski von der Wyzwolenie, Rechtsanwalt Pieracki, der nationaldemokratische Führer in Lemberg. Ferner fielen von der PPS. in den Wahlen durch: Hausner, Prochnik und Prager, von der Wyzwolenie Thugutt, Frau Kosmowska und Stolarski, von der Bauernpartei Cieplak.

Ein Regierungskommissar auch für die Krankenkasse in Wieliczka

Der Herr Arbeitsminister Oberst Prystor kann „stolz" sein auf seine Arbeit. Die Zerschlagung der Selbstverwaltungen in den Krankenkassen ist fast vollständig. Es wäre interessant zu erfahren, was der Herr Arbeitsminister nach der Zerschlagung und Ausrottung der Krankenkassen-Selbstverwaltungen in Arbeit nehmen wird. Vorderhand war noch die Verwaltung der Krankenkasse in Wieliczka ihres Amtes zu entheben. Das wurde dieser Tage ordnungsgemäß getan. Auch ein Kommissar wurde eingesetzt, und zwar ein Herr Kolkiewicz, der ganz besondere Fähigkeit in der Kommissionswirtschaft besitzen muß, denn er „regiert" jetzt gleichzeitig drei Krankenkassen, und zwar in Krakau, Myslenice und Wieliczka.

Alkoholverbot am Wahlsonntag

Nach einer Verordnung der Polizeidirektion ist im Zusammenhang mit dem Wahlgang am morgigen Sonntag, und zwar ab heutigen Sonnabend, morgens 7 Uhr, bis Montag morgens 8 Uhr, jeglicher Verkauf und Ausschank von alkoholischen Getränken strengstens untersagt. Y.

Gefährliche Kassenräuber flüchtig

Die Polizeistellen sind auf der Suche nach Kasseneinbrechern, die in der Fabrik „Schicht" in Trzebina einen feuersicheren Geldschrank sprengten und dort die Summe von insgesamt 14 600 Zloty raubten. Aus dem Geldschrank wurden weiterhin zwei Schußwaffen, System „Parabellum" Kal. 9 Millimeter, gestohlen. Den Kassenräubern gelang es, mit der Beute unerkannt zu entkommen. X.

Die Wahlzelle ist gesichert

Die Sejmwahlen sind geheim — Die Wahlzelle muß in jedem Wahllokal vorhanden sein — Generalwahlkommissar Dr. Trzeciak über das geheime Wahlrecht

Nichts ist den schlesischen Sanatoren so verhaßt wie die Wahlzelle, gegen welche sie Sturm laufen. Gestern haben wir bereits berichtet, daß die Absicht bestehe, die Wahlzellen in der Nacht von Sonnabend auf Sonntag durch die Aufständischen aus den Wahllokalen wegzuschaffen. Das wird aber nicht gehen, denn die Wahlleiter können ohne einer Wahlzelle mit der Wahl nicht beginnen. Sollten die Aufständischen in der Nacht die Wahlzellen wegschaffen, so wird die Wahlkommission eine provisorische Wahlzelle schaffen müssen.

Der Generalwahlkommissar, Dr. Trzeciak, hat an alle Wahlkommissionen zum Schlesischen Sejm eine Instruktion herausgegeben, die sich auf die geheime Abstimmung bezieht. Die Instruktion lautet wie folgt:

„Angesichts des nahenden Abstimmungstermins zum Schlesischen Sejm, lenke ich die Aufmerksamkeit der Herren Vorsitzenden der Wahlkommissionen auf die Bestimmungen der Artikel 52—82 der Wahlordination zum Schlesischen Sejm hin. Die Herren Vorsitzenden haben die Pflicht, im Sinne des Artikels 15 der Wahlordination über die Ausführung dieser Bestimmungen zu wachen.

Der Artikel 67 der Wahlordination zum Schlesischen Sejm beinhaltet u. a. eine Bestimmung, daß der Wähler sich in die Wahlzelle zu begeben hat, wo er den Stimmzettel in das Wahlkuvert hereinlegt. **Keinem Wähler darf das Betreten der Wahlzelle verwehrt werden.** Das Nichtbetreten der Wahlzelle durch den Wähler hat jedoch die Ungültigkeit der abgegebenen Stimme *nicht* zur Folge und diese Stimme muß als gültige Stimme angenommen werden, weil die Artikel 68 und 72 genau besagen, in welchen Fällen die Entgegennahme der Stimme verweigert werden kann. Die abgegebene Stimme, obwohl der Wähler die Wahlzelle nicht betreten hat, ist gültig.

Der Artikel 68 der Wahlordination bestimmt, daß der Vorsitzende der Wahlkommission die Annahme der Stimme in zwei folgenden Fällen zu verweigern hat:

1. Wenn der Wähler den Stimmzeettel ohne ihn in den Umschlag hineinzulegen, abgeben wollte,

2. Falls das Kuvert irgend ein Zeichen neben dem Amtsstempel aufweisen sollte.

In allen anderen Fällen muß der Vorsitzende die Stimmen annehmen.

Im Sinne der Bestimmungen des Artikels 72 der schlesischen Wahlordination sind Stimmzettel ungültig:

1. Alle Stimmzettel, die in das amtlich nicht abgestempelte Kuvert hineingelegt wurden, bezw. Stimmzettel, die in ein Kuvert hineingelegt wurden, das irgendein Vermerk aufweist.

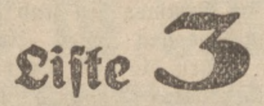
2. Leere Stimmzettel.

3. Stimmzettel, welche nicht vorschriftsmäßig im Sinne des Artikels 66 ausgefüllt sind.

Zuletzt lenke ich noch die Aufmerksamkeit der Herren Vorsitzenden der Wahlkommissionen darauf, daß den Kommissionsmitgliedern nicht erlaubt sei, irgendwelche Zeichen oder Protokolle außer den in der Wahlordination vorgesehenen zu machen. bezw. zu führen.

Generalwahlkommissar.
Dr. Trzeciak."

Die Wahlzelle muß im Wahllokal vorhanden sein und jeder Wähler hat das Recht, die Wahlzelle zu betreten und dort seinen Stimmzettel in den Wahlumschlag hineinzulegen. Niemand braucht etwas zu fürchten, weshalb wir morgen entschlossen die



zum Schlesischen Sejm wählen werden.

Handarbeits-Ausstellung

Der Hilfsverein deutscher Frauen veranstaltet am Mittwoch, den 3. Dezember 1930, nachmittags 4 Uhr, im Saale des Christlichen Vereinshauses, eine Handarbeits-Ausstellung. Es gelangen erstklassige Objekte von einfachsten bis zu den feinsten Genres zur Ausstellung. Jedem Geschmack ist Rechnung getragen. Die Ausstellung bietet somit die günstige Gelegenheit für Weihnachtseinkäufe. Die Ausstellungsobjekte sind von bedürftigen Mitgliedern des Vereins eigenhändig hergestellt, haben viele Mühe gemacht und sind in ihrer Art so hervorragend, so daß wohl jeder Besucher mindestens ein Stück kaufen dürfte. Auf diese Weise wird zugleich ein Stück Nächstenliebe erfüllt, die besonders jetzt zur Weihnachtszeit von den Ausstellern dankbar empfunden werden wird. Besuchet die Ausstellung, rufen wir darum schon heute allen zu!

Kattowitz und Umgebung

Sonntagsdienst der Kassenärzte. Von Sonnabend, den 22. November 1930, mittags 12 Uhr, bis Sonntag, den 23. November 1930, nachts 12 Uhr, versehen folgende Aerzte der Krankenkasse den Dienst: Dr. *Konieczny*, ul. sw. Jana 7, Dr. *Magiera*, plac Wolnosci.

Deutsche Theatergemeinde. Wir machen darauf aufmerksam, daß erst die zweite Aufführung von „Sex Appeal" am 29. Dezember im Schauspiel-Abonnement stattfindet. Die Aufführung am 30. November ist außerhalb des Abonnements. — Ferner weisen wir nochmals darauf hin, daß zu dem Gastspiel von Dela Lipinskaja, der einzigartigen internationalen Vortragskünstlerin, am Montag, den 1. Dezember abends 8½ Uhr, Karten schon *jetzt* vorbestellt werden können. Spielplan: Montag. den 24. November nachmittags 4 Uhr, Schülervorstellung „Wilhelm Tell". Montag, den 24. November, abends 8 Uhr, Abonnement „Wilhelm Tell". Freitag, den 28. November, abends 7½ Uhr, Vorverkaufsrecht für Abonnenten „Der Zigeunerbaron". Sonntag, den 30. November, nachmittags ½4 Uhr, „Sturm im Wasserglas". Sonntag, den 30. November, abends 8 Uhr „Sex Appeal". Montag, den 1. Dezember, abends 8 Uhr, „Dela Lipinskaja" internationale Diseuse. Donnerstag, den 4. Dezember, nachmittags 3½ Uhr, Kindervorstellung „Schneemann". Donnerstag, den 4. Dezember, abends 8 Uhr, „Die Weber".

Holet die neuen Verkehrskarten ab! Die Verkehrskarteninhaber werden nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß bei den einzelnen Polizeikommissariaten eine große Anzahl fertiggestellte Verkehrskarten bereitliegen und von den Inhabern persönlich abzuholen sind. y.

Ausgezahlte Arbeitslosenunterstützung. Durch den Bezirksarbeitslosenfonds, Sitz Kattowitz, wurden in der letzten Berichtswoche an 6870 Arbeitslose insgesamt 138 753 Zloty Unterstützungsgelder ausgezahlt. Unter den Unterstützungsempfängern befanden sich 6153 männliche und 717 weibliche Personen. y.

Tod auf der Straße. Auf der ulica Poprzeczna brach plötzlich der etwa 40jährige Arbeiter Johann Szitek aus Kattowitz tot zusammen. Mittels Auto der Rettungsstation wurde der Tote nach dem städtischen Spital überführt. y.

Autozusammenprall. An der Straßenkreuzung der 3-go Maja und Stawowa kam es am gestrigen Freitag zwischen zwei Personenautos zu einem Zusammenprall. Beide Autos wurden leicht beschädigt. Die Schuldfrage steht z. Zt. nicht fest. y.

Haltet den Dieb! In den Vormittagsstunden des gestrigen Freitags versuchte auf der ulica Slowackiego ein unbekannter Täter einem etwa 8jährigen einen Geldbetrag von 5 Zloty aus der Hand zu entreißen. Auf das Geschrei der Kleinen eilten Passanten herbei, worauf der Dieb schleunigst die Flucht ergriff. y.

Königshütte und Umgebung

Aus der Magistratssitzung.

In der gestrigen Magistratssitzung wurde einem langgehegtem Wunsche der Arbeitslosen Rechnung getragen, indem beschlossen wurde, während der Wintermonate und zwar vom November bis April, die Auszahlung der Arbeitslosenunterstützung, sowie die Durchführung der Kontrolle in geschlossenen Räumen vorzunehmen. Für diese Zeit sollen Räume gemietet werden und zwar im südlichen Stadtteil ein kleiner Saal im Dom Polski an der ulica Wolnosci, im nördlichen Stadtteil der Saal des Gastwirts Wieczorek an der ulica Bytomska. Nachdem die Einrichtung erfolgt sein wird, wird der nähere Termin der Benutzung bekanntgegeben. Schon heute wird darauf hingewiesen, daß während der Amtshandlung Ruhe und Ordnung herrschen müsse, sowie jede Beschädigung streng verboten ist. Sollten in dieser Beziehung irgendwelche Klagen einlaufen, so wird die Vergünstigung aufgehoben.

Wie alljährlich, so wurden auch gestern wiederum 10 000 Zl. für die Anschaffung von Schuhwerk für arme Schulkinder bewilligt. Die Verteilung erfolgt, auf Grund seitens der Schulleiter eingereichten Listen der bedürftigen Kinder durch eine Kommission.

Im Gebäude der Stadtsparkasse, an der ulica Moniuszki, mußten auf Anordnung der Baupolizei verschiedene bauliche Veränderungen vorgenommen werden. Hierbei wurden 3 neue Wohnungen errichtet und den Beamten der Sparkassen zugeteilt. Der erforderliche Mietszins wurde den entstandenen Kosten entsprechend festgesetzt.

Verteilung von Kohle an Invaliden des Bergbaues, sowie Witwen von solchen. Der Magistrat (Armen und Fürsorgeamt) nimmt eine Verteilung, der von der Wojewodschaft gespendeten Kohle, an die Invaliden und Witwen des Bergbaues vor, die eine Rente von der Spolka Bracka in Tarnowitz erhalten. Die Invaliden erhalten 20 Zentner Kohle gegen eine Bezahlung von 9,79 Zloty, den Witwen werden 10 Zentner zum Preise von 4,90 Zloty überlassen. Ausweise hierzu werden in der Vorhalle des Rathauses nach folgendem Plan ausgegeben: Am Montag, den 24. November, an Personen mit den Anfangsbuchstaben A—F, Dienstag, den 25. November G—J, Mittwoch, den 26. November K—L, Donnerstag, den 27. November M—P, Freitag den 28. November R—Sz, Sonnabend, den 29. November T—Z. Die sich zum Empfang meldenden Personen müssen die Pensionskarte, sowie die zu zahlende Summe abgezählt vorlegen, letzteres, um eine schnelle Abwicklung zu ermöglichen. Mit Rücksicht darauf, daß die Kohle bis zum 30. November von den Kohlenschächten der Skarboferme (Westfeld früher Bahnschacht) abgeholt werden muß, ist das Erscheinen der in Frage kommenden Personen an den vorgeschriebenen Tagen erforderlich, da spätere Meldungen keine Berücksichtigung finden. m.

Theater und Musik

„Das Rheingold".

Vorspiel zur Trilogie: „Der Ring des Nibelungen".

Text und Musik von *Richard Wagner*.

Kein anderer hat es so verstanden, deutsche Volkssagen künstlerisch auszugestalten, wie Richard Wagner. Mit ganzer Kraft versenkte er sich in deren Studium und verlieh ihnen durch seine unvergänglichen Werke ewiges Leben. Seine Hauptschöpfung, man kann sagen, sein Lebenswerk, bildet das Bühnenweihfestspiel „Der Ring des Nibelungen", mit einem Vorspiel („Rheingold") und den drei großen Teilen: Walküre, Siegfried, Götterdämmerung welches ursprünglich also vier Abende hintereinander aufgeführt werden soll. Wagner schildert hierin den Raub des Nibelungenschatzes und den daraus entstehenden Fluch über das Gold. welcher sich durch das gesamte Werk hindurchzieht und Götter und Menschen grausam vernichtet. Richard Wagner hat in dieser Schöpfung sein gewaltiges Können für alle Zeiten dargebracht. Mit großartiger Gestaltungskraft bilden Dichtung und Musik ein wunderbares Ganzes, was allerdings um so eindringlicher wirkt, wenn man das Werk hintereinander erleben kann, um die unerbittliche Steigerung und Entwicklung in der ganzen Schönheit und Größe genießen zu können. Da naturgemäß große Anforderungen an Sänger, Regie und Orchester gestellt werden, ist es verständlich, wenn die Bühnen, soweit sie heute noch Wagnersänger aufzuweisen haben, einzelne Teile herausgreifen, da ja ein jeder Teil für sich abgeschlossen ist. Wagner, der als Revolutionär im Geiste und in der Musik galt, wurde natürlich sehr angefeindet und auch heute, wo man doch erkannt hat, daß ein Wagner-Genie nur einmal existiert hat, gibt es Stimmen genug, die davon nichts wissen wollen und seine Kunst ablehnen. Wie dem auch sei, Richard Wagner bleibt mit seinen unsterblichen Werken ein ehrenvoller Markstein in der Geschichte deutscher Musik und wird es immer bleiben.

Die Theaterleitung hatte „Rheingold" vorgesehen, das Vorspiel zum „Ring", welches in 4 Bildern den eigentlichen Raub des Nibelungenschatzes schildert und ohne Pause durchgespielt wird. Mit Rücksicht auf die schwierige Regie muß vorerst einmal betont werden, daß *Paul Schlenker* als Regisseur und *Hermann Haindl* mit seinen Bühnenbildern eine ganz außerordentliche Leistung zustande gebracht haben. In 2½ Stunden wickelte sich das Spiel programmäßig ab, die Veranschaulichung des Rheines in seiner Tiefe, die Burg Walhalla, das Nibelheim — alles war durch blendende Lichteffekte gut getroffen, so daß hier wirklich nichts auszusetzen war. *Erich Peter* führte das Orchester, vom herrlichen Vorspiel angefangen, mit sicherer Hand über alle Schwierigkeiten hinweg und sorgte für eine einwandfreie Interpretation der schwierigen Partitur.

Daß natürlich von den Sängern allerhand verlangt wird, läßt sich denken, und mit Rücksicht darauf soll auch das Urteil nicht allzu hart ausfallen. *Condi Siegmund* als Wotan entsprach schon äußerlich seiner Rolle, sein klangschöner, voller Bariton erfreute das Ohr und war den Anforderungen gewachsen. Sehr angenehm enttäuschte *Max Schneiders* Donner, der nicht nur eine glückliche Figur bot, sondern auch gesanglich recht Gutes zu bieten hatte. Froh (*Gustav Terenyi*) leidet allzu sehr unter der Unfreiheit des Singens, *Theo Tessler* dagegen brachte darstellerisch als Loge eine Glanzleistung zustande und war auch musikalisch zufriedenstellend. *Reina Backhaus* schien etwas zu unbeweglich in der Rolle der Fricka, doch strahlte ihr schönes Sopran in altgewohnter Frische, *Traute Pawlingen* gab eine liebliche Freia und *Elisabeth Wanka*, deren Erda als Riesenkopf aus den Wolken leuchtete, sang diese Partie recht gut. Die drei Rheintöchter, *Gleiswinkler*, *Hennig* und *Woriska* entsprachen stimmlich zwar nicht ganz den Anforderungen, bildeten aber äußerlich ein recht hübsches Trio. Zwei eindrucksvolle Riesen stellten *Paul Schlenker* und G. A. *Knörzer* auf die Bühne, massig. wuchtig, wenn auch etwas zu schwach im Ton. Bleiben noch *Stephan Stein* (Alberich) und *Karry Wessely* (Mime), welche ganz anerkennenswerte Leistungen erbrachten. Wenn auch, wie gesagt, stimmlich manches zu wünschen wäre, so müssen wir doch den guten Willen der Darsteller hochschätzen, welche alles daran setzten, um Wagner Ehre zu machen.

Das vollbesetzte Haus dankte den Künstlern, sowie dem tüchtigen Orchester, am Schluß durch glänzenden Beifall. A. K.

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Herr, gib uns Gold!

Von Erna Büsing.

Als Nachbarskinder wuchsen sie auf, die beiden. Die nachbarlichen Eltern freuten sich sehr über ihre Knaben, doch versetzte deren Existenz sie in einen dauernden Notstand und beschwerte sie mit drückendsten Sorgen. Die Knaben spielten miteinander, weil von Flurtür zu Flurtür, namentlich für Kinder, sich gar leicht das Freundschaftsband knüpft.

Die Knaben besuchten die Schule, kamen in die Lehre und nach der Lehre wurden sie dem großen, namenlosen Heer der Arbeitslosen eingereiht. Erst suchten sie hoffnungsfreudig nach Arbeit, weil die Jugend sich nicht unterkriegen lassen will, dann wurden sie gleichgültig und hernach dumpf und verzweifelt, infolge der ewigen Fehlschläge. Ihr Leben war immer leer. Darum verkauften sie alle entbehrlichen und unentbehrlichen Sachen — schreckten selbst vor Abgabe von Möbeln nicht zurück —, nur um auswandern zu können. Sie wollten weit, weit weg, um Gold zu suchen.

Sie waren nicht begeistert von ihrem großzügigen Plan. Sie wollten bloß weg von der Heimat. Sie wollten sich nicht selbst als taube Nuß ansehen und ihren Eltern wollten sie nicht länger zur Last fallen. Sie trotteten auf ihre Reise, wie das Schlachtvieh auf den Schlachthof. Da sie bereit waren, jedwede Arbeit zu verrichten und da die schlimmsten Entbehrungen sie nicht schreckten, kamen sie ein gutes Stückchen hinein in die Welt, bis nach China.

Für wenig Geld kauften sie ein Stückchen Land, das im Goldgräberbezirk lag. Die beiden hausten dort in einer Wohnung, die halb eine stets stützungsbedürftige Bretterwand und halb eine flatternde Zeltbahn war. Ein Zelluid-Mascottchen, mit schielenden Augen und überrotem Haarschopf, einmal gewonnen auf einem Berliner Rummelplatz, wurde, mit dicker Schnüre um den Leib, an das Zeltstück gehangen.

Die beiden Goldgräber kannten weder Empfindlichkeit gegen menschliche Unfreundlichkeit, noch gegen die Unbillen des Wetters.

Sie schufteten tagaus, tagein. Und morgens, vor Arbeitsbeginn, lagen sie, die Spaten neben sich, vor ihrem Zelt und flehten: „Herr, gib uns Gold!“ Dieser Ruf war kaum ein Gebet zu nennen. Nein, dieses „Herr gib uns Gold!“ war nötige Spannung und Entspannung zugleich; denn für diesen Augenblick konzentrierten sich alle geistigen Kräfte der beiden auf den Mut zum Glück.

Sie gruben im Dreck, im klebenden Schmutz. Sie schaufelten, wenn die Sonne sie dörrte oder der Regen sie durchnäßte. Es gab für sie keine Abwechselung. Es gab für sie nur graben und graben und graben. Ihre geistigen Kräfte kannten keinen Ehrgeiz, ihre Körper kannten keine ungezähmte Lebenskraft. Sie gruben, und wenn das Dunkelwerden ihnen Einhalt gebot, dann schlangen sie ihr Essen hinein und fielen hernach auf ihr Lager, als seien ihnen die Hände abgehackt und als wäre ihnen der Rücken zersägt. Aber trotz der Schmerzen schliefen sie. Ihre Körper nahmen sich eben gebieterisch ihr Recht.

Sie gruben und gruben, aber sie fanden kein Gold. Der Ruf „Herr, gib uns Gold!“, war schon lange zum Schrei geworden. Sie lebten fast nur von Wasser und Brot, jedoch jammerten sie nicht über ihre Armut. Sie gruben nach Gold. Sie wußten gar nicht mehr, daß die Welt in jede Woche einen Feiertag eingeschoben hat.

Beide wurden krank. Beide lebten in stetem Wechsel von Fieber und Schüttelfrost. Sie gruben im schmierig klebrigen Erdreich und flehten Morgen für Morgen: „Herr, gib uns Gold!“

Nicht weit entfernt wurde das Gebiet raffiniert planmäßig ausgebeutet. Man hatte Maschinen, die das Erdreich umwühlten, man hatte Maschinen, die den lehmigen Boden gründlichst wuschen und man fand dort Gold. Es ward aufgespeichert in einem massiven Gebäude. Das war mit unübersteigbaren Mauern umgeben, das wurde Tag und Nacht von gut und festbesoldeten Menschen bewacht. Und im Innern des Gebäudes, da lauerten Maschinengewehre, da waren hinter kleinen Mauerlöchern sinnvoll konstruierte und schnell aufzumontierende Massenmordwaffen versteckt.

Dennoch wurde eines Tages ein Sturm auf diese Goldfestung gemacht. Er wurde natürlich zurückgeschlagen und die Angreifer, die nicht auf dem Platze vor der Festung blieben, die endeten durch ein schleunigst herbeordertes Erschießungskommando. Zwei oder drei Eingeweihte entkamen. Sie hielten sich verborgen, sie überkrochen das Gebiet der beiden Goldgräber. Die wußten nichts Genaues. Doch ahnten sie infolge der Unruhe im ganzen Gebiet ungefähr die Vorgänge. Sie regten sich nicht auf, sie gruben weiter nach Gold. Da fanden sie eines Morgens ein Paar Schaftstiefel und eine Lederjacke. Umschichtig trugen sie die wertvollen Sachen. Den einen Tag trug der eine die Stiefel und stand trocken im feuchten Erdreich, und den anderen Tag wärmte die Lederjacke ihm den Rücken und ließ den Regen nicht sein Hemd auswaschen. Nachts aber kauerten die beiden eng aneinander und breiteten die Lederjacke über dem Lager aus. Sie wärmte und Wärme tut wohl, wenn auch schmerzende Glieder unter ihr besonders zucken.

Von der Goldfestung aus, suchte man die Entwichenen. Man kam auf das Gebiet der beiden Goldgräber. Man sah die Schaftstiefel, man sah die Lederjacke, man konstruierte ein Einvernehmen mit den Aufrührern. Noch vor der Vernehmung war das Todesurteil bereits beschlossen.

Angestautes Gefühl bedarf dann und wann einer Explosion. Im Goldgräberdistrikt muß man gewaltsam für Ereignisse sorgen. Was ist ein Menschenleben in dieser Region, wo ein Goldklumpen alles bedeutet.

Man schleppte die beiden vor das Erschießungskommando. Sie hatten Angst vor dem Tod, sie waren dumpf gegen das Leben. Es war Morgen und da knieten beide gewohnheitsgemäß nieder, und da sie ihre letzte Rechnung weder mit Gott, noch mit den Menschen machen konnten, flehten sie ihren üblichen Morgengruß: „Herr, gib uns Gold!“

Das Grabkreuz

Von Max Dutke.

In Stettin traf ich ihn wieder. Gerade hatte mich ein kleines Dampferchen vom freundlichen Swinemünde über das Haff und die Oder hinauf nach dem Anlegeplatz nahe dem Bahnhof gebracht. Da war ein heruntergekommener Hafenarbeiter am Werk, der das an Land geworfene Tau auffing und unser Schifflein am Poller vertäute, um dann gegen sofortige Barzahlung beim Löschen der geringen Fracht behilflich zu sein.

Der Mensch war mir aufgefallen. Den kannte ich doch? Eine Weile mußte ich warten, ehe ich Gelegenheit hatte, ihn anzusprechen. Meiner Sache sicher, meinte ich gleich: „Hör' mal, wo haben wir uns denn schon gesehen? Ich bin aus Wilhelmshaven.“ Der Hafenarbeiter erwiderte: „Mensch, meinste, ich hätt' dich nicht erkannt? Du weißt wohl nicht mehr, daß Fritz Huißmann vor sechs Jahren verschwinden mußte?“

Also doch. Er war es. Mein Schulkamerad Huißmann, dessen Verschwinden damals Anlaß zu vielen Gerüchten gegeben hatte und doch niemals verstanden worden war. „Du siehst nicht gut aus“, meinte ich. Er gab mir zur Antwort: „Komm, laß uns man abhau'n; hier ist für mich heute nischt mehr zu verdienen.“ Als ich ihn in eine anständig aussehende Wirtschaft gelotst hatte und zu essen bestellte, wollte er nicht mittun. „Wie kann ich hier essen, wo meine Frau wartet und es nicht so gut hat?“ Das auch noch! Wenn's weiter nichts wäre, meinte ich, die lassen wir holen.

Unaufgefordert, dankbar die angebotene Zigarre ergreifend, legte der Wiedergefundene los. „Du möchtest wohl wissen, wie ich in diese Lage gekommen bin, O, man gewöhnt sich daran, ans Hungern und ans schlechte Zuhause. Ein bißchen Glück, wenn man so sagen will, reicht, um nicht Hops zu gehen. Ja, ich mußte von eurer Wasserkante verschwinden. Man war sogar noch verdammt gnädig mit mir. Ich hatte gestohlen und wurde erwischt ...

Mein Mädel war herzensgut und hatte Courage. Wir mußten heiraten, wie man so schön spricht, wenn das Kind schon vor der Heiratsurkunde unterwegs ist. Um allen Verwandtenklatsch abzuwenden, sagte ich zu, obwohl noch ungeheuer viel mehr gestichelt wurde, als der kleine Bengel schon nach sechseinhalbmonatiger Ehe da war. Daß doch noch so wenige Mädel Mut zum unehelichen Kinde haben! ...

Schlimm war nur, daß der Knirps die Ursache zu meinem Unglück werden sollte. Vielleicht hast du es damals gehört. Er starb knapp vier Monate alt. Wir trugen in einem winzigen Sarge unsere Lebensfreude auf den Friedhof. Fast hätten mich schon die Tränen meiner Frau aus dem Hause getrieben. Ein Frühling und ein Sommer — so bei kleinem begannen wir zu vergessen. Wir lebten immer besser.

Dann mahnte der Herbst an den Todestag des Jungen. Er erinnerte uns auch daran, daß die Holztafel auf dem Grabe doch gar zu dürftig ausschaute. Was tun? So dicke hatten wir's damals alle nicht. Ich machte mich daran, heimlich im Betrieb ein Kreuzlein zu schmieden. Menschenskind, ich konnt's trotz dreimal verteufelter Arbeitsordnung nicht lassen.

Mein ganzes Können kam in dem kunstgeschmiedeten Stück zum Ausdruck. Du weißt, wir haben immer für Kriegsschiffe gemurkst. Was konnten wir schon im Staatsbetrieb viel an Feinarbeit lernen! Aber was hier für meinen toten Knirps heranwuchs, das war eine Schmiedearbeit, die in der ganzen Werkstatt Bewunderung erregt hätte. Nur zwei Kollegen wußten darum. Es waren anständige Kerle. Sie wollten mich später sogar noch rausreißen.

Meinen Törn hab' ich immer geleistet. Alle Arbeit ist fertig geworden. Ich schuftete eben schneller, um Freizeit für mein verbotenes Kreuz zu haben. Das Eisen dazu hätte keine vierzig Mark gekostet.

Jedenfalls wurde das Ding fertig. Schmuck und sauber. Und eine prächtig ausgehobene Tafel besagte, daß hier der kleine Liebling Rolf Huißmann nach viermonatigem Erdendasein in Frieden ruhe ...

Gepfuscht wurde bei uns oftmals. Das war bekannt. Das Schlimmste war ja immer, das Arbeitsstück an der Betriebspolizei vorbei durchs Tor rauszubringen. Ich verschob das von Tag zu Tag. Angst saß mir in den Knochen.

Und es kam, wie ich's geahnt hatte. Vierundzwanzig Stunden vor dem Todestage mußte ich das Kreuz doch mitnehmen. Die wiedergewonnene Dreistigkeit und Zuversicht halfen nichts, Mensch, man krallte mich!“

Der Erzählende griff meinen Arm, daß es schmerzte. „Stell' dir vor: Man faßte mich mit Staatseigentum, das ich zum Ehrenstück für mein Weib und mich verarbeitet hatte. Rin in die Wachstube! Untersuchung. Protokoll. Ich unterschrieb's, mehr tot als lebend, unterschrieb eine Urkunde, die mich zum Dieb stempelte.

Es war grausam. Wie konnte ich nach Hause an diesem Abend! Ich betrank mich. Ging die Nacht planlos hier hin und dort hin. Hatte es da noch einen Zweck, am frühen Morgen mit wirrem Schädel zur Arbeit zu geh'n? Ich wagte es nicht.

O, man war nobel. Die Papiere hatte ich bald in Händen. Aus menschlichen Gründen, so sagte man mir's durch den Betriebsrat, wolle man von einer Strafanzeige absehen ...

So wurde meine Existenz vernichtet. Ach, und erst die Verwandten! Hilfesuchend wandte ich mich an einen hier in Stettin. Nischt zu machen! Wie sollte ich da, wo man jeden Tag neue Leute auf die Straße schmiß, wieder unterkommen?

Die Mutter dieses in einer so herrlichen Stunde gewordenen Unglücksjungen mußte mir nun den Beistand leisten, den ich ihr das Trauerjahr hindurch gewährt hatte. Sie ist mein einziger Trost. Gott sei Dank! Wegen ihr komm' ich doch noch raus aus diesem Bruch, in dem du mich hier stehst ...“ —

Die Frau trat zu uns. Sie mußte merken, was er erzählt hatte. Der Lebenskampf hatte deutliche Spuren in ihr Gesicht gezeichnet.

Spät am Abend habe ich mich beschämt von ihnen getrennt — weil ich nicht helfen konnte. — —

Treue

Skizze von Heinz Ludwig Raymann.

Was kümmert es den Hund, ob sein Herr König oder Bettler, Sünder oder Geldbriefträger ist? Er kennt nur seinen Herrn und dessen Güte oder Grobheit. Nichts weiß der Hund von gesellschaftlicher Schichtung und großen Unterschieden der Menschen unter sich. Sein Herr ist eben sein König, und sei er auch Gepäckträger.

Daß es Hunden ganz gleich ist, wem sie ihre Treue schenken, bewies der Hund eines Verbrechers. Rex war ein schöner, großer, schwarzer Neufundländer, sein Herr ein oft vorbestrafter, notorischer Dieb. Doch davon wußte Rex nichts, und er liebte seinen Herrn, der meisterlich mit seinem Hund umzugehen verstand, über alles. Aber gerade die wenig sympathische „Berufseigenschaft“ seines Herrn machte den Hund in der ganzen Gegend berühmt.

Im Oktober vorigen Jahres hatte man den Dieb wieder einmal erwischt, und es waren ihm acht Monate aufgebrummt worden. Rex begleitete seinen Herrn bis ans Gefängnistor und schickte sich an, mit durch das hohe eiserne Tor zu schlüpfen. Doch die Wächter ließen ihn trotz allen Zuredens des Diebes und trotz allen Bellens des Hundes nicht mit hinein. Das Tor schlug laut hallend vor seiner Nase zu. Da setzte sich Rex vor das Tor und wartete auf seinen Herrn. Die Wächter beachteten ihn nicht.

Der Tag verging. Die Nacht. Am nächsten Tage saß der Hund noch an derselben Stelle. Nun wurden die Wächter aufmerksam. Sie suchten den Hund wegzulocken. Er hörte gar nicht hin. Schließlich wollten sie ihn wegjagen. Doch Rex erhob sich nur, um sich ein paar Schritte weiter wieder niederzulassen und unverwandt auf das Gefängnistor zu starren. Wenn sie ihm zu nahe kamen, fletschte er sein gefährlich blitzendes Gebiß.

So vergingen eine Woche, ein Monat. Das Laub fiel von den Bäumen. Es wurde kalt. Die Wächter, die sich längst, überwältigt von so viel Treue, mit dem Hund gut gestellt hatten, ließen ihn jetzt in kalten Nächten in die warme Wachstube, wo er schlief. Tagsüber unterbrach Rex ab und zu die Wache und holte sich irgendwo Futter. Auch das brauchte er bald nicht mehr. Das treue Warten des Hundes hatte sich bald in der Stadt herumgesprochen. Nun erschienen jeden Tag Leute mit Knochen, Fleischstücken, Wurstenden und allerlei Futter vor dem Gefängnistor, so daß es Rex nie an Futter mangelte. Stets gab es Neugierige, die den Hund betrachteten. Nur anrühren ließ er sich nicht.

Es wurde Frühjahr, und endlich kam der Tag, an dem sich das Gefängnistor für den Dieb öffnen sollte. Da dieser Tag in der Stadt bekannt worden war, versammelten sich zur Stunde der Freilassung viele Zuschauer vor dem Tor des Gefängnisses. Punkt 12 Uhr rasselten die Schlüssel, die Torflügel öffneten sich kreischend, und der Dieb trat ins Freie, überrascht auf die Menschenmenge blinzelnd. In diesem Augenblick stürzte sich Rex mit lautem Freudengebell auf seinen Herrn und sprang an ihm hoch. Der Dieb drückte seinen Hund fest an sich, der ihn wild beleckte und sein Freudengebell immer wieder erschallen ließ. Die Zuschauer brachen in Hochrufe aus.

Dann trat aus ihrer Mitte eine Abordnung auf den Dieb und seinen Hund zu. Ein würdiger Herr erklärte unter allgemeiner Stille, daß die vorbildliche, seltene Treue des Hundes geehrt werden müsse. Die tierliebenden Bürger der Stadt — Goshen im Staate Neuyork — gestatteten sich, den treuen Hund auszuzeichnen. Nach diesen Worten überreichte der Herr dem Dieb ein schönes Halsband mit einer großen silbernen Plakette, das solle er seinem Hunde umhängen. Staunend schnallte dieser seinem Hund das Lederband mit der Silberplatte um. Auf der Plakette stand: „Der treue Freund eines Menschen.“

Einige Zeit später wurde der Dieb, der sich inzwischen durch diese Begebenheit von seinem unehrenhaften Handwerk abgewandt hatte und in einem Berufe etwas leistete, auf der Straße von einem Auto überfahren und vor den Augen seines Hundes getötet. Gräßlich klang das Schmerzgeheul des Tieres um seinen Herrn durch die Straßen. Allen Menschen, die es hörten, stockte der Atem. Man schaffte den Toten in seine Wohnung im dritten Stock eines Miethauses. Der Hund wich nicht von der Leiche seines Herrn. Er lag in seiner Ecke, winselte und fraß nicht. Seine Augen starrten glühend auf den Toten.

Nach dem Begräbnis blieb Rex noch zwei Tage in seiner Ecke liegen, ohne etwas zu fressen. Am dritten Tage stand er auf und lief bis in das fünfte Stockwerk des Hauses hinauf. Dort stand im Flur ein Fenster zur Straße hin offen. Der Hund nahm einen Anlauf und sprang hinaus. Er blieb zerschmettert auf dem Pflaster liegen. Auf seinem schwarzem Fell glänzte die Silberplakette mit der Inschrift: „Der treue Freund eines Menschen.“



Schnell tritt der Tod den Menschen an!

Dieser Gedanke, der am Tage der Toten uns zu ernstem Besinnen mahnt, findet seinen erschütternden Ausdruck in einem Werk des französischen Malers Millet: „Der Tod und der Reisigsammler“.

Menschen

Die alte Mariane erging sich im Freien, um das feine Septemberwetter zu genießen. In der hohen Luft verklang der Widerhall ihres aufdumpfenden Stocks. Sie bewegte ihn schnell und behende, während sie sich mit zwinkernden Augen im Sonnenschein umsah.

„Na — ist die Zeit schon so weit vorgeschritten?“ Sie blieb vor einem Garten stehn, wo ein Mann damit beschäftigt war, seine Frühkartoffeln aufzunehmen.

„Ach ja — die Zeit vergeht. Unheimlich schnell vergeht sie. Und was wir für Wetter haben.“ Sie wischte sich den „Altweibersommer“ aus dem Gesicht. „Man wird alt.“ Sie trocknete sich die Lippen und pustete tüchtig. „Pfui — pfui — mir scheint fast, als fingen die Spinnen schon an, vor meinem Mund ihre Fäden zu weben.“

„Wirklich?“ Der Mann im Garten lächelte, während er die Knollen vom Kraut schüttelte. „Da fangen sie sicher keine Fliegen.“

Mariane schlug leicht in die Luft und bewegte den Stock. „Ja, ja, du redest. Wenn es mir nun aber mal Spaß macht, zu schwatzen. Und — schließlich sind wir ja alle miteinander Menschen. Das stimmt!“ Sie beugte sich geschäftig über den Zaun. „Ja — kratz' nur ordentlich die Löcher aus. Es ist schade, wenn was verloren geht. Das versteht man erst recht, wenn man selbst alt ist und bald eingebuddelt wird. Ich denke so oft daran. Merkwürdig, wie verschwenderisch wir Menschen sind, im großen wie im kleinen. Ja, oft mit uns selbst. Wenn ich nur an das denke, was ich mit meinen eigenen Augen sah. Ach, mein Gott, ja! Menschen! Menschen!“ Sie blickte weit in die blaue Himmelskuppel hinein.

„Als ich heute morgen erwachte, sah ich wahrhaftig Anna Rörsig leibhaftig vor mir. Das Wetter machte es wohl. Der Tag fing heute so an, wie jener Tag vor vielen Jahren, als Anna nach Hause kam.

So überkommen einen die Erinnerungen. Ja, das verstehst du nicht, du bist nicht alt genug. Ist man aber zum Zerspringen erfüllt davon, kommen sie auf die sonderbarste Art, mit einem Regentropfen mit so einem hauchfeinen „Altweibersommer“ wie jener, der mir soeben das Gesicht kitzelte, und mit diesem oder jenem Duft. Ja, ganz besonders durch die Nase kommen sie.

So war es heute morgen, als ich die Tür öffnete und sich meine Nase, mit dieser wunderbaren Septemberluft füllte, die sowohl die Erinnerung an den Frühling und den Herbst mit sich führt. Wie mit einem Schlage war ich nicht mehr die alte Mariane, nein, die kleine Mariane, die hinter Rörsigs Garten ging und Annas Aussteuer zum Sonnen ausbreitete. Und oben bei Bjerregaards ging deren Mädchen und legte Petras Aussteuer auf die Hecke.

So war das immer in den beiden Nachbarhöfen. Fing die eine Partei an, die Aussteuer der Tochter hinauszulegen, folgte die andere ihrem Beispiel. „Ja, ja!“ Mariane nickte mild. „Das geschah nun nicht wegen der Sonne, daß die Sachen so oft ins Freie gebracht wurden. Menschen sind nun mal Menschen, gewiß — das sind sie. Und jedesmal, wenn die Frau, bei der ich diente, Daunen zu einem neuen Federbett zusammengespart hatte, mußte alles miteinander gleich raus auf die Hecke.

Und kam dann ein neues Stück auf Bjerregaards Hecke, was nicht so selten geschah, konnte man es Met nicht recht machen. Sie war dann so grantig und brummig, daß ich fast nicht wußte, wohin. Ich habe viel über die Deckbetten geweint, aber ich war ja man auch bloß ein Kind. Und geschah es, wie Met sagte, daß die Frau vom Bjerregaard die Federbetten aus dem Fremdenzimmer nahm und sie zu den Betten der Tochter auf die Hecke legte, war' ja eigentlich nicht verwunderlich, daß sie rasend wurde, denn das war kein ehrliches Spiel.

„Ja, ach ja!“ Marianes Blick wurde träumerisch und nach innen gekehrt, als blickte sie auf lang entschwundene Zeiten zurück. „Da wurde ein Aufhebens um die beiden Mädchen gemacht. Die eine mußte immer feiner als die andere sein. Unsere Tochter war in der Provinzialstadt, um den Haushalt zu erlernen, und Bjerregaards war irgendwo weit weg im Süden auf der Hochschule. Und — schließlich hätten sie sich alles miteinander sparen können — ja — das hätten sie. Und das schlimmste war, daß Rörsigs und Bjerregaards sich zuletzt verfeindeten, bloß wegen der Federbetten und der Mädels.

So ist 's recht — kratz' nur ordentlich die Löcher aus!“ Mariane beugte sich über den Zaun.

„Ja — das war damals!“ Sie richtete sich wieder auf. „Lange, lange Jahre hindurch hatte die Bjerregaardsfrau nicht die Grenzscheide nach jener Richtung überschritten, wo Rörsig lag. Aber an jenem Tag, von dem ich spreche, da kam sie, ja, das tat sie — und — schnell ging's. Meine Brotherrin glaubte wohl, sie käme, um Annas Aussteuer zu kritisieren, und sie pflanzte sich vor den Federbetten auf, und hatte einen roten Kopf wie ein Koch.

Aber deshalb kam Maren Bjerregaard nun doch nicht. Sie ging geradeswegs auf meine Herrin zu und umschlang ihren Hals Ich wunderte mich wie noch nie in meinem Leben. Und dann weinte sie und flüsterte: „Petra ist heimgekommen.“ Sie verging fast, aber soviel verstand ich, daß die Tochter nach Hause gekommen war.

Die Röte wich aus dem Gesicht meiner Herrin. Sie erbleichte wie eines jener Laken, die auf der Hecke lagen, und dann schien es mir, als würde sie größer. Sie war schon von Hause aus groß, mir wurde ganz angst und bange, als ich sie anblickte. Sie stand da mit zusammengekniffenen Lippen — und trotzdem sah sie aus, als lachte sie.

„Wer ist es denn?“ sagte sie und schnabte wie ein Pferd in die Luft — wie ein Pferd, das etwas wittert. Maren trat einen Schritt zurück. Ihr Tränenstrom versiegte, als hätte man ihr ein Messer in den Hals gerannt „Wer es ist?“

Meine Herrin blieb steif wie eine Bildsäule stehn. „Ja, ich meine wer ist's, der...“

„Met!“ entfuhr es Maren wie ein Schrei. „Met, daß du so etwas glauben kannst.“ Fast sah es aus, als würde Maren umfallen, ihr schwindelte. Dann erhob sie den Kopf und blickte meine Herrin mit Augen an, die ich nie vergessen werde.

„Petra hat Tuberkeln! Tuberkeln!“ Ohne noch ein Wort zu verlieren, machte sie kehrt und ging.

Meine Herrin wandte sich Annas Federbetten zu. Ohne recht zu wissen, was sie tat, ging sie von einem zum andern, schüttelte sie auf, wog sie ab und tätschelte sie, als seien sie lebende Wesen.“

Mariane seufzte.

„Am nächsten Abend kam Anna. Als wir beim Abendbrot saßen, kam sie so sonderbar ins Zimmer geschlichen. Als ich sie sah, dachte ich, sie hätte geweint. Sie hatte den langen Weg von der Station zu Fuß zurückgelegt, was sie sonst nie getan, und meine Herrin schnellte von der Bank auf, als hätte sie ein Gespenst gesehen. Ich bemerkte, daß ihre Backen genau so weiß waren, wie damals, als sie vor Maren Bjerregaard gestanden Jetzt begreife ich ihre Blässe. Damals verstand ich nichts, saß nur da und glotzte mit offenem Mund als das dumme Ding, das ich war Anna trat in den Lichtschein und grüßte, aber zog sich gleich wieder vom Tisch zurück. Die Augen ihrer Mutter folgten ihr, untersuchten sie von oben bis unten. Ich begriff keinen Deut. Ich glaubte, die Blicke galten Annas neuem Mantel. Der sah aus, als hätte er viel gekostet.

Da — auf einmal — trat Met aus der Bank heraus, nahm Anna in den Arm und schleppte sie fast mit sich — zog sie ins Schlafzimmer und schlug die Türe zu Die Knechte hatten ihre Grütze aufgegessen. Der Mann erhob sich zum Zeichen, daß sie gehen könnten. Er selbst begab sich zu den beiden in die Schlafkammer.

Ich ging in die Küche, aber konnte da draußen nicht sein. Eine sonderbare Angst war in mir. Ich machte mir drinnen zu schaffen, holte die Grützschüssel, und da hörte ich die Worte, die mir seitdem in den Ohren klangen. Sie kamen scharf von den Lippen meiner Herrin, so etwa als wenn der Frostwind durch den Türspalt pfeift: ‚Wenn du dann noch wie Petra gekommen wärest!' — — — Ja, das sagte sie: „Wärest du dann noch wie Petra gekommen!“ Dann erscholl ein dumpfer Laut, als stürzte jemand zu Boden.“

Die Alte hielt sich die Ohren zu und verzog das Gesicht schmerzlich.

„Spät in der Nacht wurde gerufen. Anna war fort. Ueberall wurde gesucht — weit und breit — aber Anna war und blieb verschwunden. Gott gnade ihrer armen Seele.

Ja — erst spät im Herbst fand man sie, als der Frost die Rohrkolben des Erlendammes niedergemäht hatte. Da kam sie hoch. Ach ja! Herrgott! Menschen! Menschen! Das wurde ein trauriges Begräbnis, und doppelt traurig, weil Petra an dem Morgen desselben Tages starb, an dem man nachmittags Anna beerdigte.

„Ja, ja!“ Die Alte wankte hin und her. „Aber nach dieser Zeit hatte man es besser auf Rörsig. Annas Aussteuer wurde nicht mehr auf der Hecke ausgebreitet, und Petras höchstens einmal im Jahr. Ja, ja! Damals verstand man das alles nicht so recht, aber später — das will ich wohl meinen. Und nun liegen sie da oben.“ Mit ihrem Stock zeigte sie in Richtung auf den Friedhof. „Uebrigens gar nicht so weit auseinander. Und schön liegen sie. Grabmal, Geländer und alles haben sie. Ja — Annas Stein ist nun der schönste und auch der größte.“ In der Stimme der Alten vibrierte Stolz. „Meine Herrin setzte nämlich durch, daß er nicht eher gekauft wurde, bevor wir Petras gesehen hatten.

Ja, ach ja! Und nun bin ich auf dem Weg zu ihnen. Die Frostluft heute morgen hat mich hinausgetrieben. Aber ich muß mich wirklich davonmachen. Wir sind im September, und die Luft kann bald kalt werden.

Ja — so ist's recht! Kratz' nur ja die Löcher gut aus. Es ist ein wahrer Jammer, wenn etwas verloren geht!“

Sie setzte den Stock in Bewegung und trippelte des Weges.

Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Dänischen von Marieluise Henniger.

Aus dem Sächsischen

„Ach gucke, die Bluhm' sehn doch bald aus wie Krokusse. Wenns nich schon so kalt wär, kennde mr weiß Godd denken, 's wär nochmal Friehling geworden.“

„Das sinn awr keene Friehlingsbluhm'. In Gegendeil, das sinn Herbsdzeidlosen. Das is so ungefähr 's letzde, was blieht. Als wollde sich de Naduhr gewissermaßen fr dies Jahr fr'abbschieden.“

„Ich denke, das machdse midn Asdern, in' Gärden?“

„Nee, da sin Sie in Aerrdum. Wie kann sich denn die Naduhr mit Bluhm' fon uns fr'abbschieden wolln, die mier selwer erscht geflanst hamm? De Herbsdzeidlosen, die hat niemand geflanst, in Gegendeil, da sinn de meisden nich mal besondersch erfreit driewer, daß die wachsen.“

„Nu ja, da kanns een ooch draurig zumuhde wern, daß das nu schon wieder 's letzde sinn soll. Unn daß dann dr harde Winder kommt. Wo mr so friert, unn wo de Kohln jedes Jahr deirer wern... 'S is ja eegendlich unrecht, daß mr das den Bluhm' endgelden läßt — denn die kenn doch schleeßlich nich drfor. Unn so scheen sinn se ooch...“

„Das hat doch een gans andern Grund, daß die niemandn Freide machen.“

„So. Was denn fr een?“

„Das hat den Grund, daß die gifdj sinn.“

„Die sehn awr doch gar nich so aus, die hamm doch so ne samfdmiedje Farwe. Unn machen so enn unschuldjen Eindruck. Das is da wohl bloß Frschdellung, daß mrsch nich gleich merkt?“

„Wahrscheinlich. Jedenfalls, daß se gifdj sinn, das weeß ich beschdimmt. Daher riehrt doch das ganse Mißfrschdändnis.“

„Was dn fr ä Mißfrschdändnis?“

„Das Mißfrschdändnis, daß de Menschen die Bluhm', ähm was die Herbsdzeidlosen sinn, so blindwiedj frfolgen. De Naduhr oder wer das alles eingericht' hat, unn fon wem das schdammt, der hat das exdra so ausgedifdelt, daß'r die Herbsdzeidlosen gifdj gemacht hat. Daß se de Kiehe nich fressen, unn daß mier Menschen länger unsre Freide dran hamm kenn. Awr mier in unsern bornierden Unfrschdand, — was machen mier? Mier rubben se raus, unn frnichden se — unn warum? Weil se gifdj sinn. Das is ä richdier Kreislauf, awr ä frkehrder. Das is off die Weise eens dr diebischsden (typischste Reischbiele geworden fon enn Mißfrschdändnis zwischen dr unschderblichen Schebfung unn uns schderblichen Menschen...



Früher Winter in den Bergen

Ueber alle deutschen Gebirge sind starke Schneefälle niedergegangen, die Fels und Baum in ein winterliches Gewand gehüllt haben.

König des Todes

Von Hans Lerch.

„Henri Bilson, der König des Todes!“

Grellrote Buchstaben schrien es den ehrsamen Bürgern zu, die mit ihren Frauen dahinspazierten, brannten es in die Augen der Soldaten, die ihr Ladenmädchen ins Kaffeehaus führten, und lockten die Kinder an, die mit offenem Munde die roten schreienden Zeichen buchstabierten.

Der „König des Todes“ stand mitten unter ihnen vor dem weißen Zettel mit den roten Buchstaben. Er trug einen modischen Sommeranzug, seine braunen Halbschuhe ließen ein paar zartfarbene seidene Strümpfe sehen und ein Strohhut saß schief über einem gebräunten, harten Gesicht. Eine junge Dame neben ihm, das sah er, starrte unverwandt auf das Plakat. Ihre braunen Augen standen weit offen und hatten einen bläulichen Glanz. Im Vorbeigehen fühlte er, wie ein leiser Parfümhauch sekundenlang um ihn schwebte.

Ganz planlos und doch nicht ohne ein gewisses Gefühl der Spannung schlenderte er hinterher.

Sie blieb vor den Schaufenstern eines Goldwarengeschäftes stehen. Bilson trat an ihre Seite. Dann lachte er, um sich bemerkbar zu machen, kurz und trocken auf. Die Dame sah ihn an — nicht ohne eine gewisse Spannung in ihren Zügen. Da sprach er sie an, nur um etwas zu sagen, richtete er die Frage an sie: „Finden Sie den schmalen Reifen dort mit dem Opal in der Mitte schön?“

Fast hätte er „entzückend“ gesagt.

Sie antwortete mit einer ruhigen Kühle:

„Der Opal wechselt seine Farben in jedem Augenblicke und bei jedem Lichte. Das macht ihn mir schätzenswert.“

„Sie schwärmen nicht für einen ruhigen, gleichmäßigen Glanz?“

„Nein.“

So lernten sie sich kennen und kamen ins Plaudern. Kurz darauf saßen sie in einem kleinen kühlen Kaffeehaus. Draußen lastete schwüle Glut auf der Straße.

Bilson sagte: „Sie standen lange Zeit vor dem Zirkusplakat. Werden Sie die Vorstellung besuchen?“

„Ja, ich liebe Nervenkitzel.“

„Dann werden Sie auch mich sehen in meinem Todessprung!“

Sie war keineswegs überrascht und sagte nur:

„Ist das eine gefährliche Sache?“

„Man braucht nur“, erwiderte Bilson langsam und lächelnd, „wenige Zentimeter seitwärts abzuspringen; dann bleibt nicht mehr viel von einem übrig.“

„Oh wie interessant!“

— Am Abend stand Bilson auf seinem Sprungbrett hoch oben in der Zirkuskuppel. Die Menschen unten erstarrten zu einer einförmigen kleckſigen Masse, in der die Gesichter wie weiße Flecken standen. Vor ihm gähnte die aufgebogene Leere und weit unten war die gepolsterte Rutschbahn, die ihn nach dem Sprunge aufnahm.

In einer der Logen unter ihm, das fühlte er, saß sie. Er wußte genau, daß sie zu ihm emporstarrte. Er glaubte den bläulichen Glanz ihrer Augen nahe zu sehen, und noch etwas sah er fast schemenhaft: zwei kleine nervöse Falten, die um die Mundwinkel spielten.

Ja, diese Falten hatte er doch heute mittag auch gesehen, als sie ihn fragte, ob sein Sprung gefährlich sei.

Da setzte die Musik aus... das Rauschen und Plaudern dort unten hielt jäh an.

Bilson breitete die Arme, stieß einen schrillen Schrei aus, den er den Siouxindianern Barnums abgelauscht hatte. Atemzüge lang heulte und brauste die Luft in seinen Ohren... ein Stoß ... die federnde Polsterung der Schleife umarmte ihn ... dann noch einmal ein Wirbeln im Salto, und er landete auf dem roten Teppich.

Sie trampelten und schrieen Beifall. Bilson verbeugte sich.

In die Garderobe wurde ihm eine Karte geschickt: „Ich erwarte Sie nach der Vorstellung vor dem Zirkus. Ruth.“

Als er aus dem scharfen Stallgeruch in eine linde träumende Sommernacht trat, sah er sie. Das kalt-blaue Licht der Bogenlampen über dem Zirkusportal ließ ihre Augen starr glänzen. Er stammelte überrascht einige Worte. Eine halbe Stunde später saßen sie beim Wein, wieder eine halbe Stunde später saßen sie, dann lag sie, lässig eine Zigarette im Mundwinkel, auf dem Divan seines Hotelzimmers. —

— Am nächsten Abend saß sie wieder in der Loge. Er sah sie... Aus Tausenden fand er sie heraus, und seine Fantasie gaukelte ihm Augenblicke lang ihre ganze süße Herbheit vor.

Aber sie wartete diesmal nicht auf ihn; eine ganze Stunde suchte er sie vergebens.

Auch an den folgenden Tagen... Immer saß sie an demselben Platze im Zirkus ... zwei nervöse kleine Falten gruben sich um ihre Mundwinkel ... Nein, jetzt noch ein anderer Zug ... sie schien etwas nicht erwarten zu können... aber gleich nach seinem Auftreten war sie verschwunden.

Am nächsten Tage stellte er sie... In seinem dünnen Trikot eilte er, nur mit einem Umhang, hinaus in den Vorraum.

Sie kam langsam daher.

Er vertrat ihr den Weg.

„Ruth!“

Sie blickte ihn an... ein fremder, kalter Glanz lag jetzt in ihren Augen. Dann trat ein grausamer Zug in ihr Gesicht.

Hart ging sie an ihm vorbei.

Willenlos schritt er in seine Garderobe. Dann kleidete er sich um.

Am nächsten Abend aber, als er abermals hoch oben auf seinem Sprungbrett stand, schaute er wieder dorthin, wo sie sitzen mußte... er vermeinte ihr Gesicht ganz in der Nähe zu sehen, und da fand er jenen anderen Zug... und dann wußte er es

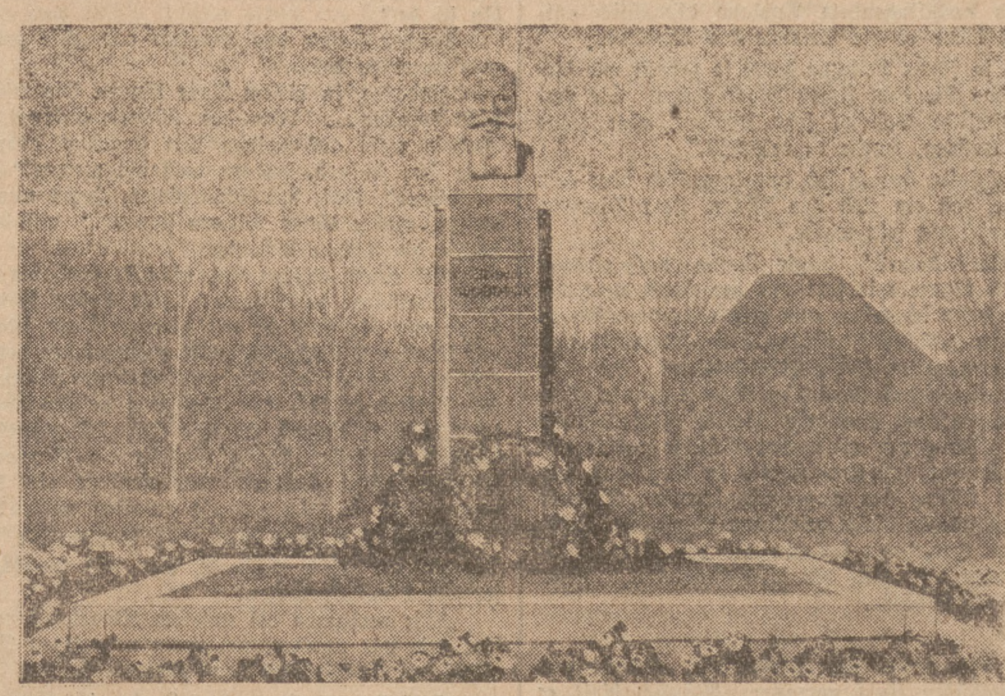
Als die Scheinwerfer ihn umblendeten und das Raunen und Wispern dort unten versteinerte, und die Musik schwieg, da schoß es ihm durch den Kopf:

„Wenn ich jetzt dort unten läge zu blutigem Brei zermatscht... da würde sie sich von ihrem Sessel erheben, sich durch die Leute drängen... mit ihren Stöckelschuhen durch die Manege trippeln ... ganz nahe auf sein Blut blicken. Ihre Augen würden noch größer und noch bläulicher glänzen. Vielleicht zöge sie ein Seidentuch aus der Tasche und tupfte sich den Schweiß von der Stirn. Sie wäre nicht mehr enttäuscht...“

Bilson atmete tief und bannte mit aller Willenskraft das Bild. Dann stieß er den hellen Schrei aus, den er den Siouxindianern Barnums abgelauscht hatte... dann breitete er die Arme ... die Luft gellte in seinen Ohren ... ein harter Stoß ... die Polsterung federte um ihn ... jetzt das Salto ... er landete ... zitterte und verbeugte sich ... und sah, wie Ruth gelangweilt sich erhob und ging...

Etwas Müdes lag in ihrem Gesicht und in ihren Schritten.

Henri Bilson aber saß am selben Abend mit der hübschesten Ballettratte des Zirkus beim Wein...



Denkmal für den Dichter Hermann Sudermann

das in seiner ostpreußischen Heimat — in Heydekrug im jetzigen Memelgebiet — errichtet und kürzlich enthüllt wurde.

Papilloten und Spionage

Nach dem Französischen von Marielouise Hennings.

Sie saß in einer Pariser Bar, hielt ein Glas umklammert und starte mit verschleierten Augen vor sich hin, während sie mit singendem russischen Akzent, wie sie selbst sprechend, erzählte, denn niemand hatte sie gefragt.

„Ich bin auch einmal Spionin gewesen — während des Krieges natürlich — da drüben — weshalb tat ich's eigentlich? Weiß es kaum. Vielleicht, weil es mir nun mal Spaß machte. Spannung — das ist so was... vielleicht aber auch, weil ich Geld brauchte. Ich war verheiratet — allerdings mit einem reichen Mann, der jedoch alles Geld verpraßte. Ein Freund überredete mich zur Spionage. Er behauptete, neutral zu sein — wahrscheinlich stimmte das auch. Er hieß — Willy — ein internationaler Vorname — und — Meyer ist schließlich auch ein internationaler Familienname.

Meine Arbeit war keineswegs schwer.

Unter unseren Freunden befand sich ein General — forscher Kerl — aber in Grund und Boden verderbt. Er brauchte auch Geld, denn er war Spieler. Er besuchte uns oft — und — manchmal steckte er mir ein Papier zu, das ich später an Willy weitergab — das war alles.

Eines Morgens war ich gerade aus den Federn gekrochen, saß vorm Spiegel und wollte mich frisieren. Am vorangegangenen Abend hatte ich ein Papier vom General erhalten — noch vor dem Frühstück sollte es an Willy weitergeleitet werden — es lag auf meinem Toilettentisch.

Plötzlich vernahm ich das Getrampel vieler harter Stiefel im Hof. Oftmals hatte ich schon daran gedacht — ob ich diesen sonderbar-beunruhigenden Laut wohl eines Tages hören würde — ich blickte zum Fenster hinaus — ja es stimmte — sechs Soldaten und zwei Männer, die wie Polizisten aussahen — und — ein Offizier. Heftig gestikulierend sprachen sie auf den Pförtner ein — sie begehrten Einlaß.

Rein instinktiv griff ich nach dem Papier und riß es mitten durch. Dann fiel es mir aber ein, daß es ja immer wieder zusammengesetzt werden könnte, selbst wenn ich es in noch so kleine Fetzen risse. Es mußte also verbrannt werden. Es war aber Sommer — kein Feuer im Ofen — und Streichhölzer — ich sauste im Zimmer umher — nicht ein Streichholz war da. Ich hätte dem Mädchen klingeln können, aber bevor sie erschienen wäre — mein Gott — die Soldaten waren bereits auf der Treppe...

Da kam ich auf folgende Idee — eine Haarsträhne inspirierte mich dazu. Es gibt Frauen, die ihr Haar kräuseln, indem sie es um Papierwickeln drehn — und sogenannte Papilloten. Allerdings findet diese Methode nur bei einfachen Frauen Anwendung — aber was — eine Dame kann unter Umständen auch vulgäre Manieren haben — besonders, wenn sie allein ist. Mit zitternden Händen rollte ich das Papier auf und umwickelte es mit einer dicken Haarsträhne — dann nahm ich noch einige Briefe zu Hilfe und drehte noch einige Papilloten — zwei wären zu wenig gewesen — geradezu auffällig... Als ich mit knapper Mühe fertig war, klopfte es an die Tür — und der Offizier in Begleitung von zwei Soldaten und zwei Polizisten trat ein. Ich kannte den Offizier sehr gut — ein junger Mann, der oft unser Tischgast gewesen war — wir hatten auch zusammen getanzt. Er grüßte höflich, sichtbar unangenehm von seiner Mission bei mir berührt.

„Verzeihung, Anna Feodorowna,“ sagte er, „mir ist eine sehr peinliche Aufgabe zugefallen. Ich bin beauftragt bei Ihnen nach einem Dokument zu suchen, das gestohlen worden ist...“

Frauen verstehn sich aufs Lügen. Ich fingierte täuschend natürliche Ueberraschung, Indignation und Verächtlichkeit.

„Bitte sehr, Nicolas Michailowitsch, tun Sie Ihre Pflicht!“

Mit diesen Worten warf ich mich in einen Lehnstuhl, und tat als läge mir nichts daran, ihn zu sehn.

Die Soldaten und Polizisten stellten gründliche Untersuchungen an. Nicolas Michailowitsch hatte etwas weiter weg von mir Platz genommen. Ich wandte den Kopf ab und tat beleidigt, es geschah aber, um seinem Blick nicht begegnen zu müssen. Ich spürte aber deutlich, daß er mich ansah. Er rührte sich nicht, sondern starrte mich unentwegt an. Er betrachtete meinen Kopf — ich merkte es genau. Sein Blick schweifte ab und blieb dann wieder an mir haften — immer an meinem Kopf. Jetzt hatte er 's erraten. Jetzt würde er im nächsten Augenblick zu seinen Leuten sagen: „Nehmt die Haarwickeln da heraus!“ Und dann wäre alles aus gewesen. Aber er sagte nur: „Sie können ruhig Ihre Toilette beenden, Anna Feodorowna!“ Und das sagte er nur aus Höflichkeit. Er hatte nichts geraten!

Wie lange dauerte es? Ich weiß es nicht genau. Mehrere Stunden! Die Männer stellten jeden einzelnen Gegenstand auf den Kopf. Währenddessen saß ich mit abgewandtem Gesicht da, während Nicolas Michailowitsch mich anstierte. Zuletzt gingen sie wir begossene Pudel ab — sie hatten nichts gefunden. Ich nahm wieder vor meinem Spiegel Platz, um die Haarwickeln zu entfernen — — —

Seitdem habe ich nicht mehr Spionage getrieben.

Sie schwieg.

Einer von uns fragte: „Warum? Waren Sie ängstlich geworden?“

„Nein, aber als ich mich selbst im Spiegel erblickte, begriff ich, weshalb der Offizier mich so angestarrt hatte. Die Papilloten hatten mir das Haar aus dem Gesicht gezerrt — ich sah einfach lächerlich aus und häßlich — häßlich! Aber er war ein hübscher junger Mann, der mir den Hof gemacht hatte.

Niemals wird eine Frau den oder das vergessen, was sie in den Augen eines Mannes lächerlich gemacht hat.

Seit jenem Tage haßte ich die Spionage.

Weiße Mäuse

„Nee, was Sie ihr'n Kindern alles noch koofen wern! Weiße Meise!“ „Erschtens hamm mier die nicht gekooft, sondern geschenkt gekriegt, zweedens ging Sie das ooch nischt an, wenn mier die gekooft hädden, unn drittens sinn das gar keene weißen Meise.“

„Awr erloom se mal: das sinn doch weiße Meise! Das sieht mr doch.“

„Da sehn se ähm falsch. Sie wissen doch, was das bedeidet, wenn eens weiße Meise sieht, wo gar keene sinnn?“

„Nee, was d'n? Enne Erbschaft?

„Wissen se das werklich nich?“

„Nee.“

„Das bedeidet, daß mr in Owrschdiewel nich mehr gans richd'j is.“

„Wo? In Owrschdiewel?“

„Nu ja, in Kobbe.“

„Wer is da nich mehr gans richd'j?“

„Wer weiße Meise sieht, wo keene sinn. Der muß in de Aerrnanschdald.“

„Unn was is'n, wenn eener keene sieht, wo welche sinn? Hier sinn nämlich welche. Die loofen doch rum. Gucken se nur hin: jetzt frißt eene! Fon den Rodkraudbladd. Oder is das filleicht kee Rodkraudbladd?“

„Oja, das is schon ä Rodkraudbladd.“

„Nu, da sehn se doch, daß ich normal bin!“

„Awr weiße Meise sinn nich da, keene eensje.“

„Horchen se mal! Gähm se zu, daß hier ä Glaskasden schdehd?“

„Nadierlich.“

„Mit Sägeschbän'?“

„Ja, unn mit enn Deckel ohm droff.“

„Und da is doch was drinne. Sowas kleenes. Zweemal so kleenes?“

„Ja.“

„Na also. Jetzt hamm se's selwer zugegähm. Se hamm wohl jedacht, se kenn' sich mit mir enn Schbaß erloom, unn kenn' mir enn dichdjen Schreck einjagen, was iebrigens enne große Gemeenheet is fon Ihn' — awr ich bin nich droff gehubbt.“

„Awr drwegen sinn hier keene weißen Meise.“

„Nu heern se doch bloß off! Se sehn doch, daß ich mich nich f'ralwern laß! Oder soll'n das filleicht Schdieglitze sinn da drinne?“

„Nee.“

„Nu was denn?“

„Meise.“

„Na also. Das is doch meine Rede, daß das Meise sinn.“

„Awr keene weißen sinn's!“

„Die sehn awr doch weiß aus!“

„Awr heeßen duhn se nich so.“

„Wie denn?“

„Jabbanische Dansmeise...“

Das Kichern

Von Stefan Großmann.

Während das Publikum in dichten Reihen vor der Bühne stand und dem Schauspieler Friedrich Sonnen in singenden Chören huldigte, stand der rauschend Gefeierte in einem halb beleuchteten Seitengang und las den unterfertigten Vertrag, den ihm Direktor Laube soeben durch den Theatersekretär zugeschickt hatte. Er hörte hinter dem herabgelassenen Vorhang die süße brausende Beifallsmusik der Zuschauer, die nicht fortgehen wollten, das heftige Geknatter der klatschenden Hände und immer wieder von hohen Frauenstimmen gerufen seinen Namen: „Sonnen! Sonnen!“

Direktor Laube hatte im Hotel Sacher ein kleines Kabinett für den Abend gemietet, und da saß Sonnen ganz still da, trank diesem und jenem wortlos-freundlich zu, hörte von Zeit zu Zeit das Klirren der Champagnergläser, blickte auf, stieß mit seinem Glas an ein anderes, lächelte seiner Nachbarin etwas starr zu und spürte, wie ihm die Wirklichkeit in dieser Wolke von Rauch, Müdigkeit, Sekt und nachklingendem Applaus allmählich entschwand... Plötzlich hörte er die Stimme des Direktors:

„Nichts hat mich in Ihrer Leistung heute so gepackt wie dieses kuriose Kichern, das Sie dem Franz Moor gaben. Sie verwenden dieses unheimliche Gekicher sehr sparsam, aber jedes Mal, wenn Sie es brachten, wurde es totenstill.“

Der große Schauspieler beugte sich angelegentlich über sein Schnitzel: „Ich wußte, daß ein Lob von Ihnen, Herr Direktor, ganz besonders sachverständig sein werde.“

„Woher haben Sie's denn?“ fragte Laube noch einmal. Sonnen lächelte: „Ich könnte mir jetzt mit der Hand durch die Locken fahren, leider habe ich keine, und mit erstaunten Augen fragen: Hab' ich denn gekichert? Aber... in Wahrheit verdanke ich diesem Kichern meine ganze Schauspielerei. Ich habe es von meinem Mathematikprofessor in der Oberrealschule! Dieser Mathematiklehrer war der perfideste Mensch, der mir im Leben begegnet ist. Wenn wir zitternden Schüler ratlos vor der schwarzen Tafel standen, mit der Kreide in der Hand, unfähig, ein Wort zur Lösung der ausgesucht schweren Aufgabe hervorzubringen, wenn uns in dieser gräßlichen Pause der Angstschweiß auf die Stirne trat, dann konnten wir von Herrn Professor Johannes Dechant, so hieß der Menschenquäler, dieses kurze unheimliche Meckern hören.

*

Sonnen saß bei der vierzehnten Probe von „Kabale und Liebe“ in dem verfinsterten Zuschauerraum. Plötzlich hielt er es auf seinem Platze nicht länger mehr aus. Die Schauspieler auf der Bühne hörten, wie dort hinten, etwa in der sechzehnten Reihe, ein Sitz in die Höhe klappte, dann hörten sie die schnellen Schritte eines Rasenden, die gepolsterte Parkettür schwirrte, wütend aufgestoßen, etliche Male auf und nieder.

Mit zehn Sprüngen war Sonnen in der Direktionskanzlei.

„Den Direktor!“ schrie er den großen Dramaturgen an.

„Bedaure“, erwiderte der Dramaturg, „er ist auf der Probe!“

„Holen Sie ihn!“

„Nach dem Aktschluß, früher darf ich nicht.“

Da warf sich Sonnen in den großen Lederfauteuil. Erst als nach einer halben Stunde Laube eintrat, fuhr er in die Höhe und sagte in drohender Kürze: „Ich bitte um fünf Minuten Gehör.“

Gelassen erwiderte Laube, während er die hohe Tür zu seinem Arbeitsraum öffnete: „Bitte, treten Sie ein.“

„Zigarette gefällig?“

„Danke, nein“, sagte Sonnen dumpf.

„Wollen Sie gefälligst Platz nehmen?“

„Nein, ich bin zu erregt.“

„Warum?“

„Fragen Sie nicht. Sie wissen es so gut wie ich. Sie sind im Begriffe, mich zu vernichten.“

„Wegen des Wurm? Sie werden alternieren?“

„Ich werde nicht alternieren.“

„Dann nicht.“

Einen Moment blieb Sonnen ganz still. Dann trat er an Laube heran und sagte, am ganzen Leibe zitternd: „Sie haben mich bestohlen, verstehen Sie wohl, Herr Heinrich Laube, Sie haben mich auf die schändlichste Weise bestohlen. Zwei Jahre lang sind Sie da unten gesessen und haben mich bei jeder Probe angestiert und mit ihren runden Glotzaugen aufgefressen. Sie haben meine Art zu gehen, meine Art Pausen zu machen, meine Stille und meine Steigerungen mir abgeguckt, und nun gehen Sie her und behängen damit einen elenden, mittelmäßigen Kerl, weil ich Ihnen vielleicht zu teuer bin oder weil Sie zeigen wollen, was ein Regisseur kann. Aber ich sage Ihnen, das ist mein Gang, das sind meine Pausen, das ist meine Stimme, was Sie Herrn Wessely gegeben haben. Das Frechste aber ist dieses Kichern, das Sie ihm aufsetzten, mit dem ich als Franz Moor Furore gemacht habe.“

Laube setzte sich hinter seinen Schreibtisch und sagte unbewegt: „Sonnen, Sie sind doch sonst ein vernünftiger Mensch. Es mag sein, daß Wessely unter Ihrem Einfluß steht, aber...“

„Einfluß hin, Einfluß her, ich kenne Wessely, das tut er nicht, wenn Sie es ihm nicht sagen. Dieses Kichern... haben Sie ihm eingegeben! Sie haben mich für ihn bestohlen.“

Sonnen schüttelte den Sessel in der Hand...

Der Direktor erhob sich unwillig: „Herr Sonnen, bitte, überlegen Sie Ihre Worte. Ich weiß wohl, daß gerade die besten Schauspieler an der Grenze der Normalität stehen. Aber bleiben Sie an der Grenze!... Ich habe als Regisseur nicht nur das Recht, ich habe die Pflicht, meinem Mitglied Anregungen zu geben. Ich stecke ihn in das beste Kostüm, ich kann ihm aus meinem inneren Fundus auch die beste Nüance geben. Dazu bin ich da.“

Sonnen starrte den Direktor an: „Sie geben also zu, mich geplündert zu haben?“

„Bedaure, in diesem Tone können Sie mit Ihrem Direktor nicht sprechen... Was das Kichern anlangt, so hat es Herr Wessely wohl auf meinen Rat angefügt, aber es ist durchaus nicht Ihr Kichern, sondern vielleicht meines!“

„Sooo“, schrie der Schauspieler, „dann werde ich Ihnen beweisen, woher dieses Kichern stammt!“ riß die Tür auf und stürzte die Treppe hinunter.

Mit einem kleinen, fast nicht bemerkbaren Lächeln sagte der Landgerichtsrat zu Sonnen: „Wir haben Ihre Klage verlesen lassen und bis zu Ende angehört, weil wir jedes Rechtsbegehren mit Ernst und Aufmerksamkeit aufzunehmen verpflichtet sind. Sie sind dem Gericht als ein weltberühmter Künstler bekannt, aber Künstlerlaunen sind ja nicht ganz auszurechnen, und so frage ich Sie noch einmal, ob Sie Ihr Klagebegehren, womit dem Charakterdarsteller Ignaz Wessely die Verwendung bestimmter schauspielerischer Nüancen, insbesondere ein Kichern untersagt werden soll, wirklich aufrecht erhalten wollen?“

Während Sonnen noch das Auditorium, in dem viele Theaterleute saßen, musterte, war sein Rechtsanwalt Dr. Pfeifer schnell aufgesprungen:

„Wir verharren bei unserem Klagebegehren, es handelt sich hier, wie wir zugeben, um einen neuartigen Rechtsfall, um den Schutz der schauspielerischen Urheberrechte.“

„Schön“, unterbrach der Landgerichtsrat, „wir verstehen schon... aber nun möchte ich an Sie selbst, Herr Sonnen, die Frage richten: Angenommen, das Gericht stellt sich im Prinzip auf Ihren Standpunkt, glauben Sie denn wirklich, daß Sie nachweisen können, daß das Kichern des Herrn Wessely identisch ist mit Ihrem Kichern?“

Sonnen erwiderte schnell: „Ganz gewiß.“

Mit seinem kleinen, fast unmerkbaren Lächeln fragte der Landgerichtsrat fast jovial: „Also, verehrter Herr Sonnen, wollen Sie uns gefälligst erklären, wie Sie dieses Kichern als das Ihre nachweisen können.“

Sonnen ging ganz nahe an den Richtertisch heran: „Ich beantrage die Einvernahme des Herrn Oberrealschulprofessors Johannes Dechant. Bei ihm habe ich dieses einzige Gekicher erlebt, nie wieder hat ein Mensch so tückisch gekichert, nie wieder wird ein anderer Mensch so verschmitzt das Elend eines anderen bekichern...“

„Gerichtsdiener, rufen Sie den Zeugen Johannes Dechant auf.“

Es erschien ein kleiner, magerer, zappliger, pomadisierter Herr in schwarzem Gehrock, der unruhig nach allen Seiten guckte.

„Kennen Sie Herrn Sonnen?“ fragte der Vorsitzende.

„Nee, bedaure.“

„Erinnern Sie sich noch, Herr Professor, warum mein Mitschüler Heinrich Kurz Selbstmord beging?“

„Weil er durch Liebesgeschichten vom Unterricht abgelenkt wurde.“

„Aber hat er sich nicht gerade nach der Mathematikstunde erschossen, kurz nachdem Sie ihn herausgeholt und vor allen Schülern blamiert hatten? Hat er nicht in seinem Abschiedsbrief ausdrücklich gesagt, ein merkwürdiges Kichern von Ihnen habe ihn ganz aus der Fassung gebracht?“

„Genug“, rief der Vorsitzende, „ich dulde dieses Verhör nicht.“

Nach einem Moment der Stille sagte Professor Dechant, nachdem er sich vorher im Saale wie fassungslos nach einem Bundesgenossen umgesehen hatte: „Herr Vorsitzender, ich muß eine Bemerkung machen. Es ist richtig, daß ich in Brünn und leider später auch in Wien mit einem wenig begabten Schülermaterial, zu dem auch Herr Sonnen gehörte, arbeiten mußte. Aber immer habe ich es für die hehrste Aufgabe des Lehrers gehalten, gerade dem gering Begabten nachsichtig zur Seite zu stehen...“, hier kiffte seine hohe Stimme vor Erregung. „Aber diese hämische Freude am Scheitern der werdenden Jugend, nichts liegt meinem innersten Wesen ferner. Ich bin einer so niedrigen Regung nicht fähig!“

„Gewiß nicht“, begütigte der Vorsitzende. Er beugte sich nach rechts und links, wechselte drei, vier Worte mit seinen Beisitzern und verkündete dann: „Die Klage wird abgewiesen, über den Kläger Friedrich Sonnen wird die Mutwillerstrafe von 200 Kronen verhängt.“

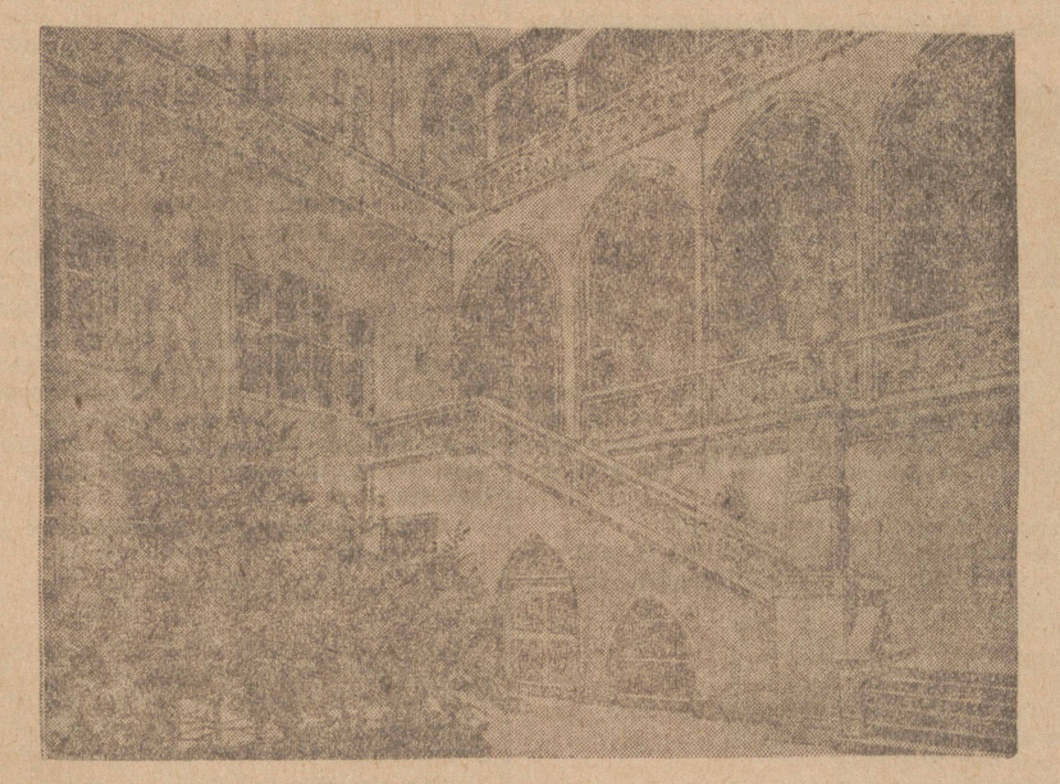
Während dieser unerwarteten Wendung wurde es ganz still im Saal.

Plötzlich vernahm man von der Zeugenbank, auf der Professor Dechant saß, ein ganz deutliches, kurzes Kichern. Es waren drei, vier hingemeckerte Laute... Nach einem Augenblick Stille brach unter den Schauspielern ein tosendes Gelächter los.

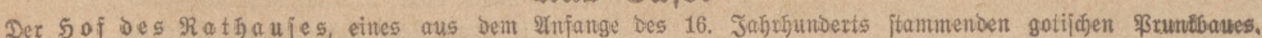
„Direktor“, schrie Sonnen über die Bänke weg zu Laube, „hören Sie?... Mein Kichern!“

Im Lärm hörte man noch die ärgerliche Stimme des Vorsitzenden: „Die Verhandlung ist geschlossen, wollen die Herren den Saal verlassen!“

Professor Dechant verharrte auf der Zeugenbank, bis der aufgeregte Schwarm sich verzogen hatte, dann stieg er etwas mißmutig, hart an das Geländer gedrückt, die Treppe hinunter.



Aus Basel



Der Hof des Rathauses, eines aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts stammenden gotischen Prunkbaues.



Dr. Käthe Schirmacher †

Die bekannte deutsche Frauenführerin Dr. Käthe Schirmacher, die für die Ziele der Sozialpolitik und der Frauenbewegung namentlich schriftstellerisch gewirkt hat, ist im Alter von 65 Jahren in Meran an Herzschwäche verschieden.

Der Orden für die Mama

Eine brave Frau in der französischen Provinz hat den Orden der Ehrenlegion erhalten, weil sie neunzehn Kinder zur Welt gebracht und sie alle zu tüchtigen Menschen erzogen hat. Um diese seltene Auszeichnung nach Gebühr zu feiern, wurde ein großes Familienfest gegeben. Der größte Saal der Stadt mußte gemietet werden, denn allein die Zahl der nächsten Angehörigen ging über die hundert hinaus. Die ältesten Kinder hatten schon wieder Kinder, und die zweite Tochter, welche die Familientradition mit erfreulichem Eifer heilig zu halten bestrebt ist, hatte sogar zwei Zwillingspärchen mitgebracht. In der Mitte saß die dicke Großmama, das rote Bändchen am üppigen Busen und erfreute sich am Anblick ihrer gesammelten Werke. Als der Sekt in die Kelche gegossen wurde, stand aber der Onkel Paul auf, der als Tischredner bei häuslichen Festen bekannt ist, und hielt die folgende Rede:

„Liebe Schwägerin Eulalie, wir freuen uns alle darüber, daß dir die Ehrenlegion verliehen worden ist, denn du hast sie ehrlich verdient. Ich weiß nicht, ob der Minister für Volksgesundheit diese Auszeichnung für dich beantragt hat oder der Herr Kriegsminister, der gleichfalls ein Interesse an deiner Fruchtbarkeit hat — denn von deinen neunzehn Kindern sind fünfzehn jetzige oder künftige Soldaten —, aber in jedem Falle freuen wir uns, daß du deine Pflicht für die Sicherheit unserer Zukunft besser getan hast, als unser Herr Ministerpräsident, der noch keinen Vaterlandsverteidiger aus eigenen Mitteln auf die Beine gestellt hat, obwohl er mit seiner frischen Jugend uns anderen ein gutes Beispiel geben sollte. Du bist in dieser Beziehung stärker als Tardieu, meine gute Eulalie, und ich bewundere dich. Denn ich kann es mir denken, daß das Kinderkriegen keine angenehme Angelegenheit ist, besonders neunzehn Male hintereinander. Du hast es fertig gebracht, Schwägerin, ich mach es dir nicht nach, ich beneide dich auch nicht, weder um die heldenhaft erkämpfte Ehrung, noch um die vorausgegangenen Freuden.

Aber als Mann und als Bürger der Republik richte ich die Frage an die Regierung, ob wir in Frankreich leben, oder in einem Bienenstaat, wo die männlichen Wesen nur als überflüssige Drohnen behandelt werden, sobald sie ihre Pflicht für die Fortpflanzung getan haben? Wenn eine Frau neunzehn gesunde Kinder geboren hat, dann hat der Mann bei dieser Arbeit sich doch auch einiges Verdienst erworben. Auch der Mann hat seine Pflicht getan, nicht bloß die gesetzlich gewährleistete eheliche Pflicht, sondern darüber hinaus noch eine Pflicht der Liebe, der Treue, der heldenhaften Entsagung vor gefährlichen Versuchungen. Wir Männer wissen es am besten, daß ein treues Herz und zuweilen ein unerschrockenes Gottvertrauen dazu gehören, der gleichen Frau neunzehn Jahre hindurch, in jedem neuen Jahr, regelmäßig zu einem Kinde zu verhelfen. Ich finde es deshalb ungerecht, daß mein Bruder nicht auch einen Orden erhalten hat. Wenn es schon nicht die Ehrenlegion sein konnte — ich bin galant, Schwägerin Eulalie, und gestehe dir das größere Verdienst zu! —, dann hätte er doch auf die Militärmedaille für Tapferkeit im Dienst Anspruch gehabt oder wenigstens auf den von Aehren umkränzten Stern der Merite agricole, weil er seinen Acker gut bepflanzt und treu gepflegt hat. Ich hoffe, daß im nächsten Jahr dieses Versäumnis nachgeholt wird, denn — ich bin stolz darauf, dieses zarte Geheimnis verraten zu dürfen! — Nunmehr zwanzig befindet sich bereits, wenn auch vorläufig noch unsichtbar, in unserer Mitte. Mag ihm sein Weg in die Welt und später durch die Welt leicht werden. Darauf wollen wir trinken. Dein Wohl, Schwägerin Eulalie!“

Und darauf tranken sie denn. P. B.

Die Fensterscheiben eingeschlagen. Einem gewissen Saluschka an der ulica Hajducka 48 schlug im angetrunkenen Zustande der Boleslaus Klytta mehrere Scheiben seiner Wohnung ein. m.

Unzuverlässige Personen. Bei der Polizei brachte Malermeister Scholz von der ulica Wolnosci 66 zur Anzeige, daß sein Angestellter Alfred S. in Königshütte und anderen Ortschaften etwa 1000 Zloty einkassiert, diese für sich behalten hat und nach Deutschland geflüchtet ist. Polizeiliche Ermittelungen wurden eingeleitet. — In einem anderen Falle beauftragte der Geschäftsinhaber Wisnewski Richard von der ulica Jagiellonska 7 einen gewissen Eugenius H. aus Königshütte, eine Schreibmaschine in Bendzin abzuliefern. Der Beauftragte zog es vor, die Maschine für sich zu behalten. Der Auftraggeber wurde um 300 Zloty geschädigt. m.

Aus dem Gerichtssaal. Vor der Strafkammer Königshütte hatte sich ein gewisser Roman Ogrodnik wegen Körperverletzung zu verantworten. Dem Angeklagten wurde zur Last gelegt, daß er auf der Pickarergrube seinen Arbeitskollegen M. mit der Karbidlampe eine schwere Kopfwunde beigebracht hat, an deren Folgen M. später gestorben ist. Der Angeklagte verteidigte sich damit, daß der Urheber zu der Streitigkeit der verstorbene Arbeitskollege gewesen sei und ihn auch an diesem Tage tätlich angegriffen hat. Hierbei setzte er sich zur Wehr, indem er den M. von sich stieß und dieser mit dem Kopf auf eine Schiene aufschlug. Ob der Verstorbene mit einer Karbidlampe von O. geschlagen worden ist, konnten die anwesenden Zeugen nicht bekunden, sowie auch nichts wesentliches aussagen. Der Sachverständige nahm an, daß die Kopfverletzung eher durch einen Gegenstand verursacht werden konnte. Der Angeklagte wurde infolge seiner Unbescholtenheit zu 6 Monaten Gefängnis mit zweijähriger Bewährungsfrist verurteilt. m.

Siemianowitz

Der letzte Mahnruf an das Gewissen des Wählers.

Wieder sollen am morgigen Sonntag die Würfel rollen. Wieder soll entschieden werden, ob die Macht beim Volke liegt. Das Volk setzt sich zusammen aus 20 Prozent Nutznießern sowie Aussaugern und 80 Prozent Arbeitnehmern. Infolge Indifferentheit der meisten Arbeitnehmer haben bisher die Nutznießer immer wieder den Sieg davongetragen, während die Arbeitnehmer dauernd an die Wand gedrückt wurden. Die ersteren stellten stets nur die Führer, die letzteren als breite Masse stellten die Soldaten. Den Vorteil hatten die Führer für sich gebucht, die Soldaten waren nach der Schlacht vergessen. Nur bei den Wahlkämpfen heucheln sie den Arbeitnehmern, um durch Lug und Trug ihr Ziel zu erreichen. So war es bis jetzt immer.

Seht Euch die Spitzenkandidaten der bürgerlichen Parteien einmal näher an. Sie vermeiden von vornherein jede nähere Fühlung mit den Arbeitern, die ihnen bedauerlicherweise die Stimmen geben. Sie verkehren nur in den Kreisen der erwähnten 20 Prozent, zu denen ihr keinen Zutritt habt. Sie hören eure Beschwerden an, vergessen aber sofort alles, wenn ihr aus ihrem Gesichtskreis verschwunden seid. Sie wünschen euch nach den Wahlen überhaupt dorthin, wo der Pfeffer wächst. Sie haben bestimmt vor Hunger noch keine Klimmzüge am Kochschrank geübt, um ein Stück Brot zu erhaschen, und sie haben ebenso noch niemals den Leibriemen enger geschnallt, denn ihr Leibesumfang verträgt überhaupt keinen Riemen und ihr Magen ist immer satt, satt bis zum Erbrechen.

In Anbetracht dessen müssen wir einen Rückblick auf den vergangenen Wahlsonntag tun. Unsere Ortschaft ist eine der größten Arbeiterzentren. 7000 Bergleute, 4000 Hüttenarbeiter und weitere 4000 andere Arbeiterberufe sind hier vertreten. Davon erhielt die Linke bei 20 000 Wählern nur insgesamt 2780 Stimmen. Davon entfallen auf die Sozialisten 1356 Stimmen. Dies darf am morgigen Wahlsonntag auf keinen Fall wieder eintreten. Ein jeder Einwohner besinne sich am morgigen Wahlsonntag, bevor er den Stimmzettel in das Kuvert gibt, seiner Pflicht, denn nur dann kann die Vernunft über den suggestiven Einfluß der demogogischen Volksbeglücker siegen und die Ueberzeugung wird Raum gewinnen, daß nur die

Nr. 3

der zustehende Stimmzettel für den Wähler ist.

Verschlechterung in der Kohlenkonjunktur. Die Gruben um Siemianowitz herum melden für den nächsten Monat wieder wöchentlich zwei Feierschichten an, während bis jetzt nur je eine Schicht gefeiert wurde.

Beschlagnahmt und verhaftet. Der kommunistischen Partei sind 200 000 Stimmzettel und 50 000 Flugblätter beschlagnahmt worden. Zugleich mit dem wurde auch der Gemeindevertreter Przybylla am Mittwoch in Haft genommen.

Apothekendienst. Den Apothekendienst versieht am Sonntag die Barbaraapotheke. Desgleichen auch den Wochennachtdienst.

Schaufensterscheibe zertrümmert. Dem Schuhmachermeister Borszcz wurde die Schaufensterscheibe zertrümmert. Dem Sachverhalt nach, handelt es sich in diesem Falle nicht um eine politische „Heldentat", sondern um die Ausartung privater Zwistigkeiten zwischen dem Täter und dem Geschädigten.

Das Waisenkind fand nirgends Ruh. Ein unglückliches Mädchen ist die Marie M. von der Parkstraße. Elternlos, machte sie als Hausangestellte trübe Erfahrungen in ihren Dienststellen. Hartnäckig versuchte sie bereits zweimal aus dem Leben zu scheiden, wurde aber immer wieder gerettet. Diese Woche stürzte sich die Unglückliche aus dem Fenster auf die Straße und wurde mit gebrochenen Füßen und inneren Verletzungen ins Hüttenlazarett eingebracht. Nach ihrer Genesung soll sie einer Nervenheilanstalt überwiesen werden, da anscheinend Schwermut die Ursache zu ihrer Handlungsweise ist.

Politische Nadelstiche. Unbekannte Personen haben dem A. K. B. Amateurboxklub unberechtigterweise die Turnhalle auf der Schloßstraße gesperrt. Als 30 Mann am Abend zum Training erschienen, fanden sie die Turnhalle verschlossen. Die Gemeinde als solche, hat ein Hallenverbot nicht erlassen.

Myslowitz

Beschlüsse des Myslowitzer Magistrats.

Mietseinigungsamts-, Kanalisierungs- und Gymnasialfragen.

In der letzten Sitzung des Myslowitzer Magistrats wurde mit Berücksichtigung des § 14 des Mieterschutzgesetzes beschlossen, dem Vorsitzenden des Kreisgerichtes die Kandidaten für den Vorsitzenden des Mietseinigungsamtes in Myslowitz, dessen Vertreter, sowie die Liste der Mitglieder dieses Amtes vorzulegen. Proponiert wurden zum Vorsitzenden Richter Dr. Knizycki, dessen Vertreter Richter Szatka, zu Beisitzern von seiten der Hausbesitzer Bojanowski Vinzent, Folga Josef, Chylinski Franz, Galbas Wilhelm, Kiedron Franz, Palusinski Eduard, Sieja Gottlieb, Wienczowski Franz, Kufieta Johann, Chmiel Franz, Lelonek Karol, Grajcarek Heinrich, Garczarzyk Wladislaus, Schefczyk August, Wojcik Johann und Zymelka Franz. Von seiten der Mieter Kozyrczyk Klemens, Karaszkiewicz Wal., Kobzda Ant., Maizer Johann, Nowakowski Stanislaus, Oczadly Johann, Palusinski Teofil, Paluszak Thomas, Strzodka Paul, Pawlak Johann, Schade Oskar, Wardzichowski Artur, Trozer Cesar. Gleichzeitig ist die Höhe der Abfindungssumme für den Vorsitzenden dieses Amtes, wie auch für dessen Stellvertreter und für die Beisitzer pro Sitzung bei einer Dauer bis zu 1 Stunde auf 2 Zl., von 1—3 Stunden auf 3 Zloty und über 3 Stunden auf 5 Zloty festgesetzt worden.

Mit Rücksicht auf die Notwendigkeit eines Baues einer neuen Zugangtreppe für Fußgänger an der Brücke vor dem Personenbahnhof wurde der Bau einer solchen beschlossen.

Auch in Sachen der Kanalisierung der neuen Dr. Hlondstraße wurde Einigkeit erzielt. Man beschloß die Durchführung dieser auf der Wegstrecke von der ul. Zachenty bis zur Mikolowska. Der Revisionsbericht des Revisors des Verbandes der Kommunalen Sparkassen für die Wojewodschaft Schlesien ist zur Kenntnis gegeben worden. Die Vorschläge des Kuratoriums des Städtischen Mädchengymnasiums in Sachen der Niederschlagung gewisser Quoten des Schulgeldes für das erste Halbjahr 1930-31 wurden eingehend beraten und darauf der Beschluß gefaßt worden, 36 Schülerinnen von diesem zu befreien, entweder ganz oder teilweise.

Zum Schluß der Sitzung gelangten auch einige laufende Bau- und Verwaltungsangelegenheiten zur Behandlung. —h.

Pleß und Umgebung

Genosse Bluszcz verhaftet.

Wie uns aus Nikolai berichtet wird, ist Genosse Bluszcz unser Wahlleiter für den dortigen Bezirk gestern abends verhaftet worden. Schon nachts haben Banditen versucht, ihm die Fensterscheiben einzuschlagen. Die Ursache der Verhaftung ist uns nicht bekannt.

Von den politischen Banditen überfallen und schwer mißhandelt.

Gestern abends gegen 7 Uhr wurde in Nikolai der Buchbinder Konrad, als er vom Bahnhof nach seiner Wohnung ging, von den „Helden" überfallen und auf Banditenart zugerichtet. Konrad, der sich in ärztliche Behandlung begeben mußte, trug schwere Kopf- und Handverletzungen davon.

Goczalkowitz. (Verkehrsunfall auf der Chaussee.) Auf der Chaussee nach Pletz stieß das Personenauto Sl. 3998, welches von dem Franz Bebel aus Teschen gesteuert wurde, mit dem Fuhrwerk des Landwirts Johann Swiercka aus Ober-Goczalkowitz zusammen, welches total zertrümmert wurde. Glücklicherweise sind bei dem schweren Zusammenstoß Personen nicht zu Schaden gekommen. Der Unglücksfall ereignete sich beim Ausweichen und zwar lag eine Schuld des Chauffeurs vor, der nicht vorsichtig genug war. x.

Sport am Sonntag

An diesem Sonntag ist es nicht nur den Wahlen, sondern wohl auch dem schlechten Wetter zuzuschreiben, daß der Sportbetrieb ein schwacher ist. Außer den Spielen um den Juveliapokal sowie den Aufstiegsspielen finden nur noch einige Freundschaftsspiele im Fußball statt. Die sonst so regen Schwerathleten wie Boxer und Ringer treten auch nicht auf den Plan.

Spiele um den Juvelia-Cup.

Kolejowy Kattowitz — K. S. Chorzow.

Dieses Spiel zwischen obigen Gegnern welches um 2 Uhr nachmittags auf dem Kolejowyplatz stattfindet, verspricht ein harter Kampf um die Punkte zu werden, zumal beide Mannschaften sich ohne Zweifel gleichwertig sind und für Kolejowy der eigene Platz ein kleiner Vorteil ist. Jedenfalls verspricht das Spiel reich an interessanten Momenten zu werden. Vorher spielen die unteren Mannschaften.

06 Zalenze — Polizei Kattowitz.

Die 06er werden, trotzdem auf eigenem Platz spielend, schwer gegen die Polizisten zu kämpfen haben um sich die Punkte zu sichern. Der Form nach müßte Zalenze jedoch das Spiel für sich entscheiden; auch ohne wieder ihr unschönes und scharfes Spiel zu forcieren. Wenn bei diesem Kampf ein geeigneter Schiedsrichter zugegen sein und sofort scharf durchzugreifen verstehen wird, so verspricht diese Begegnung ein ganz interessanter Kampf zu werden. Spielbeginn um 2 Uhr nachmittags.

06 Myslowitz — Naprzod Lipine.

Hier wird es einen ganz großen Kampf um die Punkte geben, welcher wiederum eine Sensation werden kann, zumal die Myslowitzer in sehr unbeständiger Form spielen. Einen Sonntag erhalten sie eine hohe Schlappe (gegen Ruch 2:7) und am folgenden Sonntag korrigieren sie dieselbe indem sie hoch gewinnen (gegen 07 Laurahütte 7:2). In Naprzod werden sie nun einen Gegner vor sich haben, gegen den sie beweisen werden müssen, daß die Niederlage und der Sieg kein Zufall gewesen sind, und zumal Naprzod ein Gegner von großem Format ist. Es wird ohne Zweifel ein interessantes Spiel werden und welches unserer Ansicht und auch der Papierform nach zu urteilen Naprzod für sich entscheiden müßte. Das Spiel steigt um 2 Uhr nachmittags auf dem 06-Platz.

Aufstiegsspiele.

Zgoda Bielschowitz — Amatorski Ref. Königshütte.

Im Entscheidungsspiel der B-Ligameisterschaft begegnen sich obige Gegner um 2 Uhr nachmittags. Hier wird es bestimmt einen harten Kampf geben zu welchem ein energischer Schiedsrichter unbedingt notwendig sein wird.

07 Ref. Laurahütte — K. S. Brzezine.

Hier mußten die 07ner das Ausscheidungsspiel der B-Klasse auf eigenem Platze spielend gegen Brzezine gewinnen. Beginn 2 Uhr nachmittags.

24 Schoppinitz — Wawel Wirek.

Wie dieses Ausscheidungsspiel der B-Klassenmeisterschaft ausfallen wird, ist völlig ungewiß da sich die Gegner ebenbürtig sind.

Freundschaftsspiele.

1. F. C. Kattowitz — K. S. Domb.

Auf eigenem Platz, nachmittags 2 Uhr, hat der Klub die spielstarken Domber zu Gaste. Das Spiel selbst verspricht interessant zu werden, da der Klub versuchen wird, die in den Meisterschaftsspielen erlittene 3:0 Niederlage wettzumachen und was ihm bei seiner augenblicklichen Form auch gelingen müßte. Doch darf die Mannschaft die unbeständig spielenden Domber nicht unterschätzen, denn sonst könnte es abermals eine Ueberraschung geben. Vorher spielen die Reservemannschaften obiger Gegner.

Pogon Kattowitz — 20 Bogutschütz.

Pogon hat auf eigenem Platz die sich wieder in guter Form befindenden Bogutschützer zu Gaste und wird ganz aus sich herausgehen müssen, um einen eventuellen Sieg zu erzielen. Da beide Mannschaften wohl über die gleiche Spielstärke verfügen, so wird man bestimmt einen schönen Kampf, welcher um 2 Uhr nachmittags beginnt, zu sehen bekommen.

Orzel Josefsdorf — Slovian Kattowitz.

Die Adler scheinen augenblicklich eine schwere Krise durchzumachen und werden sich darum anstrengen müssen wenn auch auf eignem Platz spielend, um gegen die spielstarken Slovianer gut abzuschneiden. Spielbeginn 2 Uhr nachmittags. Vorher Spiele der unteren Mannschaften.

Boston

Roman von Upton Sinclair

172)

A. Lawrence Lowell war ein im Völkerrecht und Verfassungsrecht bewanderter Jurist, in Dingen des Strafrechts aber ein völliger Neuling. Dennoch wollte er William G. Thompson zeigen, wie man mit Zeugen umgeht. Er nahm die Sache allein in die Hand, — so hatte er es sein ganzes Leben lang in jeder Lage gemacht. Er besaß eine gewaltig hohe Meinung von seinen eigenen Fähigkeiten, und er war nicht gesonnen, sich von irgend jemandem irgend etwas sagen zu lassen. Er hatte die Institutionen Neu-Englands zu schützen, die von bösartigen Radikalen angegriffen wurden.

Als Web Thayer den Sitzungssaal betrat, wo er über seine Prozeßführung Rechenschaft ablegen sollte, wurden sogleich sämtliche Anwälte und Zeugen hinausbefördert, und außer seinen drei Clubkollegen richtete niemand eine Frage an ihn, vernahm niemand seine Antworten.

Als Fred G. Katzmann erschien, und Thompson versuchte, ihn ins Kreuzverhör zu nehmen und auf einige seiner Handlungen festzunageln, die nach Ansicht des Verteidigers selbst für Staatsanwälte nicht ganz der Regel entsprachen, — da war es die Aufgabe der Kommission, diesen früheren Beamten zu schützen. Sie hatten ihm versprochen, daß man ihn nur eine Stunde lang festhalten würde, und er konnte es nicht erwarten, bis er wegkam. Genau wie Rupert Alvin ließ auch ihn sein Gedächtnis im Stich, so oft er in eine Klemme geriet.

3.

Zu spät, wie gewöhnlich, begannen die Freunde der Verteidigung Informationen über die Mitglieder dieser Kommission einzuholen. Robert Grant war einer der erbittertsten Italienerfeinde in Neu-England. Er hatte seinen Haß in einem Buch verewigt, in dem er die Italiener, dem Sinne nach, als ein Volk von Taschendieben bezeichnete. Einem Bibliothekar in Washington hatte er nachdrücklich erklärt, Sacco und Vanzetti müßten beseitigt werden. John F. Moors und Professor Morrison von Harvard hatten ihn sagen hören, daß er jeden Vorstoß gegen das Gerichtsurteil oder gegen die nachfolgenden Entscheidungen mißbillige. Trotzdem war er der Ansicht, daß ihn nichts hindere, als unparteiischer Schiedsrichter zu fungieren!

„Bob" Grant hatte seine Laufbahn als populärer Romanschriftsteller im vornehmen Neu-England-Stil begonnen. Später hatte man ihm eine gering bezahlte Stellung als Nachlaßrichter gegeben, in der er ein ungewöhnliches Talent zum Sarkasmus entfaltete und sich den Anschein zu geben wußte, als sei er viel zu gut für die Dinge der Welt. Er war nun fünfundsiebzig Jahre alt und aus dem aktiven Dienst ausgeschieden, so daß er reichlich Gelegenheit hatte, Urteile über Italiener zu fällen. Er saß in der erstickenden Mittsommerhitze, ein gebrechliches, kümmerliches murmelndes altes Männchen, machte eine leidende Miene und schloß manchmal die Augen, — aber das bedeutet bei einem Richter nicht immer, daß er nicht auf die Vorgänge achtet. Richter Grant achtete sehr wohl auf die Vorgänge, mit einer gelangweilten, unendlich argwöhnischen Miene und mit einer Unhöflichkeit, wie man sie nicht von Natur aus mitbekommt, sondern wie sie als eine schöne Kunst gepflegt werden muß. Aeußerte er einmal eine Meinung„ so war sie vollkommen kindischer Art. „Nun, Mr. Thompson, Sie finden, daß alle Leute unrecht haben! Sie sagen scharfe Dinge über Mr. Katzmann, der ein sehr achtenswerter Herr zu sein scheint!"

Die eigentliche Haltung dieses alten Mannes kam auf sehr sonderbare Weise zum Vorschein, als Mr. George U. Crocker, ehemaliger Kämmerer der Stadt Boston, über das Benehmen Richter Thayers aussagte. Mr. Crocker war Thayer nie vorgestellt worden, sondern des Richters Bekanntschaft wurde ihm im Universitätsclub aufgezwungen. Thayer war unaufgefordert an seinen Tisch gekommen, hatte sich hingesetzt und Crocker gezwungen, ihm zuzuhören, wie er die „Anarchisten" beschimpfte, ihre Taten schilderte und Stellen aus seinen Entscheidungen vorlas: „So, ich glaube, das wird ihnen das Handwerk legen!" Schließlich hatte Mr. Crocker dem Oberkellner aufgetragen, er möge Mr. Thayer nicht mehr an seinen Tisch lassen. Als Mr. Crocker diese Dinge der Kommission berichtete, fragte Mr. Grant: „Mr. Crocker, verstehe ich Sie recht? Sie wiederholen hier, was Ihnen in einem Club ein anderes Mitglied dieses Clubs gesagt hat?" Mit anderen Worten, die Geheimnisse eines Gentlemen-Clubs sind heiliger als das Leben zweier Wops!

Rektor Stratton von der Technischen Hochschule war der Jüngste in der Kommission, erst achtundsechzig Jahre alt. Er stammte aus Illinois, — was in Boston keine Empfehlung bedeutet. Er war Physiker und hatte auf Grund seiner wissenschaftlichen Fähigkeiten — einschließlich der Gabe, zu wissen, was die Reichen bedeuten und was sie wünschen — Karriere gemacht. Vor vier Jahren war er in den geheiligten Kreis der Back-Bay aufgenommen worden, und nun hätte er gewaltigen moralischen Mut besitzen müssen, um einer so beherrschenden Persönlichkeit wie dem Rektor Lowell entgegenzutreten. Er war ein fähiger Verwalter, aber ein Mensch ohne Denkvermögen, und seine sozialen Anschauungen waren dadurch gekennzeichnet, daß er einen Redner gegen den Militarismus aus einer Versammlung des „Vereins christlicher junger Männer" an seiner großen Hochschule hinauswarf.

4.

A. Lawrence Lowell hatte schon durch seine Geburt jene letzte Größe in Boston erreicht, die dem Glücklichen gestattet, exzentrisch zu sein. Er fuhr in einem alten, hochrädrigen Automobil umher, das in hellem Harvardrot gestrichen und mit polierten Messingverschlägen wie eine Yacht verziert war. Seine Papiere führte er in einer alten grünen Tasche mit sich, und er trug einen langschößigen, flatternden Rock.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau

Den Klauen der Tsche-Ka entronnen.

Bessedowsky.

Verlag Grethlein und Co. Zürich-Leipzig.

Eines von den vielen Büchern, die über Rußland geschrieben wurden und in der Welt herumschwirren. Es unterscheidet sich vorteilhaft von manchem andern Buch, das russische Zustände bespricht. Schon darum, weil hier ein Mann seine Erfahrungen niedergelegt hat. Das sind keine flüchtigen Aufzeichnungen reisender Schreiber, die nur sehen, um schreiben zu können. Vielleicht dachte Bessedowsky noch vor wenigen Jahren nicht im Traum daran, seine Erlebnisse im diplomatischen Sowjetdienst irgendwie literarisch zu verwerten. Aber gerade darum ist es, was er so schreibt, interessant, zweifellos historisch und immer interessant.

Lehrreich auch für jeden Politiker. Denn Bessedowsky führt uns gewissermaßen in die Schmiede der Sowjetdiplomatie. Er zeigt ihre Schwächen, gewiß. Aber vielleicht unbewußt zeigt er auch, wie mächtig dieser Organismus im Grunde doch ist, und wie seine Macht ständig anwächst. Die unangenehmen Seiten und die vielleicht widerlichen Züge dieser Diplomatie sind freilich liebevoll gezeichnet. Aber wer die Dinge kennt der weiß, daß die ganz gewiß nicht russische Eigentümlichkeiten sind. Alle Diplomatien aller Länder und Völker kranken daran, daß sich die einzelnen Personen am liebsten gegenseitig auffressen möchten. Das liegt so im Wesen dieser Zunft. Entwickelt sich aus dem zwangs- und berufsmäßigen Intrigieren beinahe von selbst. Es sind Wenige, die sich von dieser Krankheit fern halten.

Bessedowsky hat sich leider nicht fern gehalten von dieser Krankheit. Mit gewandter Feder reißt er alles herunter, was in seinen Gesichtskreis tritt. Keiner seiner direkten Vorgesetzten ist nach seiner Meinung geeignet für den Wirkungskreis, den er betreuen soll. Fast alle sind minderwertig. Tschitscherin, Litwinow, Rykow, und wie alle diese Männer des neuen Kurses heißen, alle leiden an Minderwertigkeitskomplexen. Nur beim Stalin läßt auch ein Bessedowsky gewisse Vorzüge gelten, die immerhin hoch anzuschlagen sind bei einem verantwortlichen Staatsmann.

Er tut aber noch ein Uebriges. Aus der Suppenküche der Geheimdiplomatie verrät er manches delikate Rezept. Weist ungeniert auf Dinge hin, die im Interesse seines Vaterlandes doch vielleicht besser verschwiegen blieben. Denn Bessedowsky ist doch nun einmal Russe. Und ewig wahr bleibt das Wort, das Danton einst in Todesgefahr aussprach: „Mann kann sein Vaterland doch nicht an den Schuhsohlen mitnehmen." Man kann dem verbitterten Bessedowsky viel verzeihen, schwerlich aber wird man verstehen, wie er solche Dinge ausplaudern konnte.

Aber sie sind nun einmal ausgeplaudert. Liegen gedruckt auf dem öffentlichen Markte, und jeder kann sie kaufen und selbstverständlich auch lesen. Und da wird der Kenner der Dinge nicht viel Neues finden, wo sich dem Laien freilich eine ungeahnte Welt auftut. Aber auch der wird vielleicht hier und da ein bißchen unangenehm berührt sein von dem Hofklatsch der roten Machthaber, der hier und da ganz überflüssigerweise aufgerührt wird, und von all den Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten, die schließlich dazu gehörten, das Buch endlich auszufüllen und schmackhaft zu gestalten.

Die Ausstattung ist vorzüglich, der Druck sehr gut. Das Ganze eine erstklassige Leistung des Verlags. ky.

Erst denken, dann sehen, dann knipsen.

So heißt einer der vielen sehr lesenswerten Aufsätze in der Zeitschrift „Das Neue Bild", die sich die Bilderfreunde und Amateurphotographen geschaffen haben. Sie wollen in der Arbeiterschaft die Freude am wirklich guten Bilde pflegen und die Bildkunst der Gesamtbewegung, besonders aber ihrer Presse und ihren Ausstellungen, nutzbar machen. Daß ihnen dies in zunehmendem Maße gelingt, zeigt auch das soeben erschienene Heft 3 ihrer Zeitschrift, die gleichzeitig der Durch- und Fortbildung der photographischen Anfänger dient. Ein bebildertes Zwiegespräch zwischen Hugo Sieker und dem vorbildlichen Hamburger Lichtbildner Ernst Scheel über „Mikrophon und Kamera" ist ein herzhafter Versuch, die neuen Wege der Photographie aufzuzeigen. Auch die Film-Amateure haben mehrere nützliche Beiträge beigesteuert. Praktische und kritische Winke, der Vereinsteil des „Arbeiter-Lichtbild-Bundes" und ein Nachweis guter Bezugsquellen für den Amateur beschließen das Heft. Nicht weniger als 22 meist von Amateuren aufgenommene herrliche Bilder schmücken diese „schönste Monatszeitschrift der Arbeiterbewegung", die einschl. Porto für 50 Pfg. monatlich von jeder Buchhandlung oder direkt vom Verlag der Neuen Gesellschaft G. m. b. H., Berlin S 14, bezogen werden kann. Angesichts ihrer guten Ausstattung, ihres vorzüglichen Textes und erstaunlich billigen Preises kann sie nur wärmstens empfohlen werden.

Durch Bildung zur Befreiung



aus dem Sklavenjoch!

Genossen! Wollen wir ein menschliches Dasein, so müssen wir dafür Sorge tragen, daß die Arbeiterpresse in jeder proletarischen Familie gelesen wird.

Es ist Pflicht eines jeden klassenbewußten Kämpfers monatlich einen neuen Abonnenten zu werben!

SCHACH-ECKE

Lösung der Aufgabe Nr. 32.

Hasek. Weiß zieht und gewinnt. Weiß: Ka6, Ta5, Ba2, e3, f2, g2 (6). Schwarz: Kg4, Tc4, Ba7, a3, g3 (5).

1. f2—f3+ Kg4—h4. 2. Ta5—a4 Tc4×a4+. 3. Ka6—b5 und gewinnt den Turm und die Partie.

Partie Nr. 33 — Damengambit

Die folgende Partie wurde im Meisterturnier zu Frankfurt am Main gespielt.

Weiß: Ninzowitsch	Schwarz: Mieses
1. d2—d4	d7—d5
2. Sg1—f3	Sg8—f6
3. c2—c4	c7—c6
4. Sb1—c3	e7—e6
5. e2—e3	Sb8—d7
6. Sf3—e5	. . . . .

Dieser Zug ist in der letzten Zeit von Rubinstein mehrfach mit gutem Erfolg angewendet worden. Weiß vermeidet damit die weitgehend analysierte Meraner Variante (6. Ld3 d×c 7. L×c4 b5 usw.)

6.	Sd7×e5
7. d4×e5	Sf6—d7
8. f2—f4	Sd7—b6

Schwarz hatte hier wohl den Plan, den Damenflügel schnell zu entwickeln und dann lang zu rochieren.

9. Dd1—b3	Dd8—e7
10. Lc1—d2	f7—f6

Dieser Befreiungsversuch schafft eine Schwächung des Königsflügels, die später entscheidende Bedeutung erlangt.

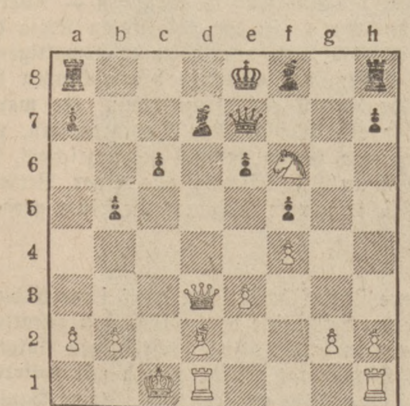
11. e5×f6	g7×f6
12. 0—0—0	d5×c4

Das ist der entscheidende Fehler! Weiß erhält jetzt den wichtigen Punkt c4 und außerdem wird die d-Linie geöffnet. Linienöffnungen sind aber immer für den besser entwickelten Partner, hier also für Weiß, vorteilhaft. In Betracht kam Ld7 nebst 0—0—0.

13. Lf1×c4	Sb6×c4
14. Db3×c4	Lc8—d7
15. Sc3—e4	. . . .

Die schwarze Stellung ist unhaltbar. Es drohen: Sf6+, Lc3 und Lb4.

15.	b7—b5
16. Dc4—d3	f6—f5
17. Se4—f6+	. . . .

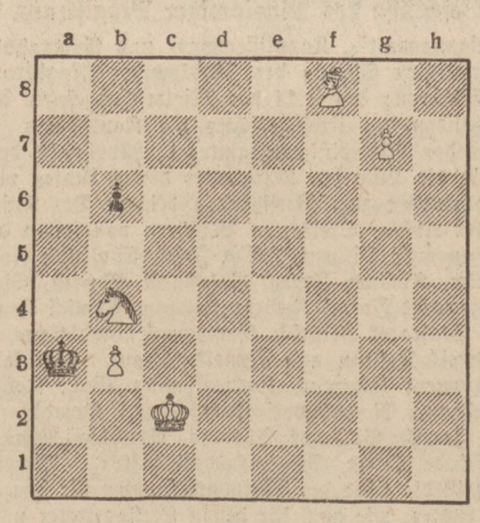


Weiß gewinnt jetzt bei überlegener Stellung die Qualität.

17.	De7×f6
18. Ld2—c3	Df6—e7
19. Lc3×h8	0—0—0
20. Lh8—e5	De7—f7
21. Td1—d2	c6—c5
22. Th1—d1	Lf8—e7

Schwarz gab gleichzeitig auf, denn nach D×d7 T×d7 T×d7 gibt es keine Verteidigung mehr.

Aufgabe Nr. 33 — Petsch-Manskopf



Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt

Arbeiterschachverein Paulsdorf.

In den letzten Tagen wurde in Paulsdorf ein Arbeiterschachverein gegründet, welchem 23 Schachfreunde beigetreten sind. Die Gründungsversammlung hatte beschossen, nach Erledigung verschiedener Organisationsfragen die erste Generalversammlung einzuberufen, während welcher dann der komplette Vorstand gewählt wird.

Schachturnier in Stuben.

Ein Rendezvous junger Schachtalente könnte man das Schachturnier in Bad Stuben nennen. Den ersten Preis gewann der erst neunzehnjährige Budapester A. Lilienthal, den zweiten der Jugoslave V. Pirc Flohr, Gilg und Opocensky teilten den 3. bis 5. Preis, den letzten Preis errang Stoner. Es folgen May, Regedzinski, Engel, Eliskases, Dr. Zovel, Szekely und Erdely.

Aus der Arbeiterschachbewegung in der Tschechoslowakei.

Um unseren Schachfreunden einen Einblick in das Schachleben der jungen Organisation in der Tschechoslowakei zu gewähren, bringen wir einen Bericht über den ersten Verbands-Schachschulungskursus des Arbeiter-Turn- und Sportverbandes, welcher am 1. und 2. November in Zuckmantel bei Teplitz-Schönau stattfand.

Schachfreund Fritz Woog Leipzig, welcher an diesem Kurse als Lehrer und Vortragender wirkte, spielte auf 34 Brettern simultan. Es beteiligten sich die Delegierten aus Teplitz, Turn, Wisterschan, Zuckmantel-Tischau und Fostomitz. Trotzdem die stärksten Spieler teilnahmen, gewann Woog 22, remisierte 7 und verlor nur 5 Partien. Spieldauer 4,5 Stunden.

Pünktlich wie festgesetzt, fanden sich am nächsten Tage alle Kursteilnehmer in Zuckmantel im Gemeindesitzungssaal ein. In Vertretung des Bundes-Schachausschusses eröffnete Schachfreund Patz den Kurs und begrüßte alle Erschienenen.

Nun begann Schachfreund Woog mit seinen trefflichen Vorträgen, welche mit größter Ruhe und Aufmerksamkeit verfolgt wurden. Er behandelte an diesem Tage: 1. Die Abhaltung von Anfängerkursen; Eröffnungen; die italienische Partie, die spanische Partie, das angenommene Damengambit und das abgelehnte Damengambit in vielen Varianten.

Der Abschluß des 1. Kurstages war die 1. Bundes-Schachkonferenz, welche um 7 Uhr abends im Gasthaus „Saazer Bürgerbräu" in Zuckmantel abgehalten wurde.

Das Wichtigste aus dieser Konferenz: Schachfreund Fr. Woog spricht einleitennd über die Bedeutung, Zweck und Ziel der Schachbewegung innerhalb der Arbeiterschaft. Er schildert die Gegensätze zwischen der bürgerlichen und unserer Schachbewegung. Während der bürgerliche Sport im allgemeinen die breiten Massen vom Klassenkampf abzulenken versucht, muß unser Sport dazu dienen, das geistige Fundament für den Klassenkampf zu bilden. Die Schachbewegung erfüllt eine Kulturaufgabe, indem sie die Arbeiter zum logischen Denken erzieht und damit einen fruchtbaren Boden für das Wachstum unserer Idee vorbereitet.

Schachfreund Patz, Zuckmantel, als technischer Leiter, berichtet, daß die Schachsparte seit ihrem Bestehen einen erfreulichen Aufstieg genommen hat, an dem besonders der 5. und 6. Kreis beteiligt sind. Die Schachsparte zählt heute schon 43 Sektionen mit über 700 Mitgliedern. Im Jahre 1930 wurden bereits Ausscheidungskämpfe um die Bezirks-, Kreis- und Bundesmeisterschaft im Sechser-Mannschaftskampf abgewickelt, welche sich durchwegs einer starken Teilnahme erfreuten.

Arbeitsplan 1931. 1. Durchführung der Bezirks-, Kreis- und Bundesmeisterschaft im Einzel- und Sechser-Mannschaftskampf; 2. Werbeaktion, organisatorische Erfassung aller noch abseitsstehenden Schachfreunde und Schachinteressenten.

Der Bundesausschuß brachte einen Antrag zur Einführung einer Jahressspartenmarke von 5 K mit berechtigter Begründung ein. Nach längerer Debatte wurde derselbe gegen eine Stimme angenommen. Einhebung derselben ab 1. Januar 1931.

Nun folgte eine reichhaltige Debatte über verschiedene wichtige technische sowie organisatorische Angelegenheiten, welche zum Aufstieg unserer Sparte von großer Bedeutung sind.

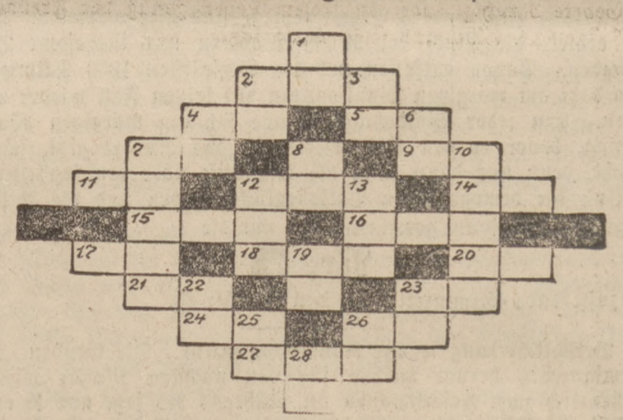
Nachdem durch den großen Aufstieg die zu erledigende Arbeit von einem Genossen nicht mehr bestritten werden kann, wurden folgende Genossen gewählt:

Den administrativen Teil führt von nun an der Vorsitzende Hudecek Wenzel, Bezirks-Krankenversicherungsanstalt, Teplitz. Dem technischen Leiter Patz Alois, Druck- und Verlagsanstalt Teplitz, wurden für den Partienteil Schöpka Josef, Bezirkskrankenkasse, Komotau, und für den Problemteil Hyna Josef, Hostomitz bei Dux, Obere Kolonie Nr. 40, zugeteilt. Alle Schachfreunde werden ersucht, ihre Einsendungen an vorstehende Adressen zu richten.

Im Schlußwort dankt Hudecek den Konferenzteilnehmern für die vielen guten Anregungen und ersucht alle Funktionäre in ihren Wirkungskreisen im Sinne der heutigen Konferenz zu arbeiten und an der so schönen Entwicklung unserer jungen Sparte Anteil zu nehmen. Er schließt nach viereinhalbstündiger Dauer die äußerst anregende und auf hohem Niveau stehende erste Bundesschachkonferenz.

Rätsel-Ecke

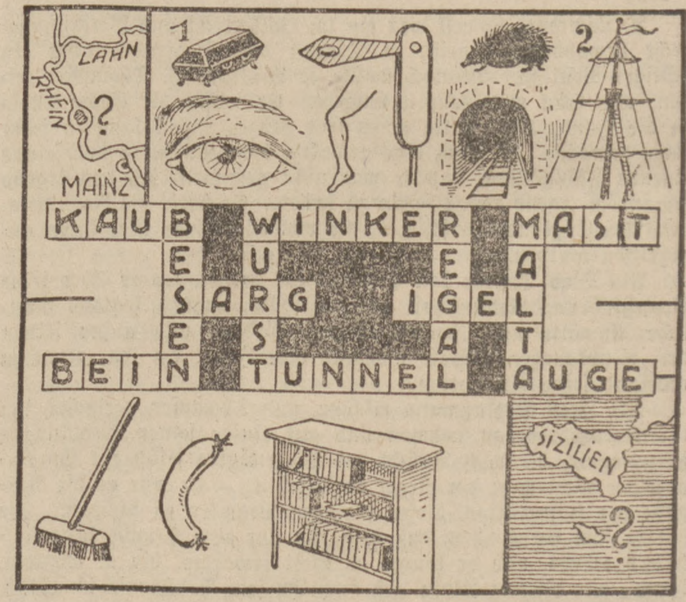
Silben-Kreuzworträtsel



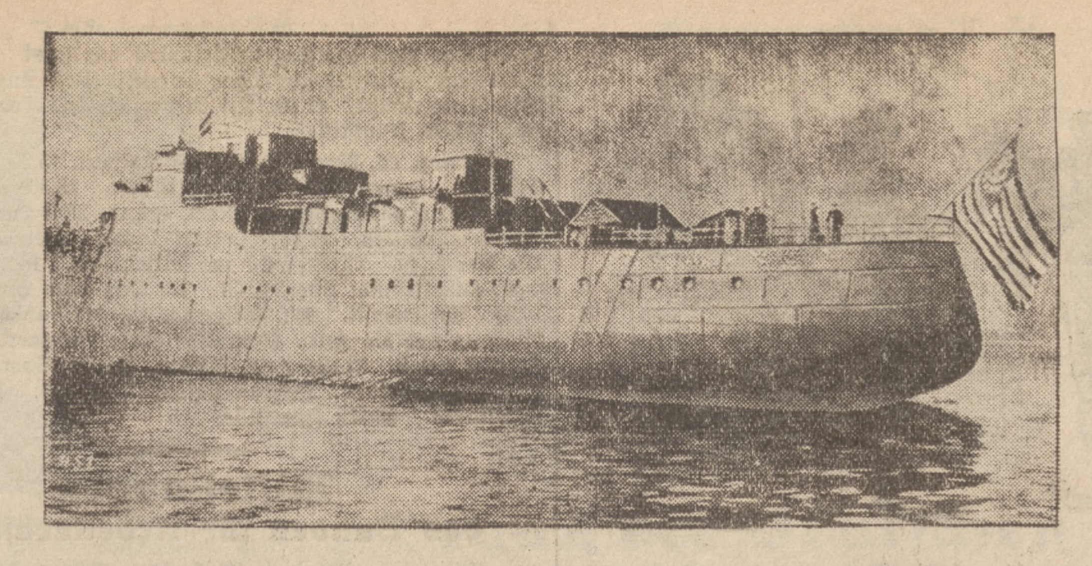
W a a g e r e c h t: 2. Blume, 4. Mädchenname, 5. römischer Kaiser, 7. Schmuckgegenstand, 9. Fehler, 11. mexikanische Münze, 12. Fläche, 14. Blutgefäß, 15. Landschaft in Spanien, 16. italienischer Komponist, 17. türkischer Beamter, 18. Berggruppe in der Schweiz, 20. Raubtier, 21. Schluß, 23. Freundin Goethes, 24. Art, 26. Wildart, 27. Frauenfigur aus der griechischen Sage.

S e n k r e c h t: 1. griechische Siegesgöttin, 2. germanische Gottheit, 3. Fluß in Hannover, 4. Maß, 6. Erzählung, 7. Bezeichnung für die besonderen Lebensumstände einer Person, 8. italienische Münzen, 10. Bund, 12. ein semitischer Volksstamm, 13. Stadt in Preußen, 19. Fluß in Afrika, 22. Waffe, 23. Windart, 25. italienischer Maler, 26. Besitz, 28. Edelstein.

Auflösung des Bilder-Kreuzworträtsels



Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Johann Kowoll, wohnhaft in Katowice, ul. Plebiscytowa 24; für den Inseratenteil: Franz Rohner, wohnhaft in Katowice. Verlag und Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, ul. Kościuszki 29.



Stapellauf der Vanderbilt-Luxusyacht in Kiel

Auf der Germania-Werft in Kiel lief am Dienstag die für den amerikanischen Milliardär Vanderbilt (New York) erbaute Luxus-Motor-Yacht „Alva“ vom Stapel. Die Taufe vollzog die Gattin des amerikanischen Marineattachees in Berlin Mrs Castleman. Das Fahrzeug hat eine Wasserverdrängung von 3500 Tonnen, besitzt zwei Viertakt-Krupp-Dieselmotoren von 4200 PS., ist ca. 90 Meter lang und ca. 15 Meter breit.

Tolstois Wandlung

Zu seinem 20. Todestag am 20. November

Von Alfred Hein.

Nicht der Tag, an dem wir uns zur Tat durchringen, ist bedeutsam in unserem Leben, auch wenn diese Tat groß und außerordentlich wirkt, sondern die stille Stunde, in der zum erstenmal der Gedanke keimt, aus dessen millionenfacher Wiederkehr endlich die revolutionäre Tat eines Lebens geboren wird. So wild und wirr und niederdrückend Tolstois Kämpfe mit seiner Familie waren, da er sich freiwillig auf Jasnaja Poljana nicht mehr als Herr, sondern als Bettler einnistete, nur noch angetan mit dem grauen Muschikkittel und den geölten Schaftstiefeln, so hatte er sich doch zu innerst durchgerungen und überwunden. Seinen Feinden, seiner Frau, die die größte Feindin seines Lebens und seiner Christusnachfolge gewesen ist, indem sie in einem gewiß bürgerlich-mütterlich-gütigen Instinkt „zu seinem Besten“ die Gräfin blieb und aus ihm wieder einen Grafen machen wollte, um das liebe Geld zu retten — er verzieh allen, ein Leidverstehender, ein Weltweiser, aber er floh vor ihnen, so oft er konnte, bis schließlich zu seiner letzten Flucht nach Astapowa, wo ihn im Bahnhofsgebäude der Tod ereilte.

Um die Jahrhundertwende begann man in der zivilisierten Gesellschaft sich über den Narren Tolstoi aufzuhalten. Ja, man sagte folgendes so en passant: Nachdem er sein Leben lang in Saus und Braus gelebt, wird er auf seine alten Tage fromm. Mit achtzig Jahren könne ein jeder das Evangelium predigen.

O Mitmenschen! Seit Jahrhunderten verratet ihr Christus und seine Lehre Tag um Tag. Generationen sind in dem Gebrauchschristentum erzogen, das nur insoweit benötigt wird, als es für das Dunkel des Jenseits einigermaßen durch Bußübungen und Gebete beruhigt, aber in diesem Leben genug der Freuden des Besitzes an Glück und Geld übrig läßt.

Es gibt nur ein Glück in der Welt: alle Menschen sind glücklich mit mir! Es kann kein Glück geben, nur Rausch, solange ein Mitmensch sich in Hunger und Not befindet, während du noch so glückselig lachst.

Das ist der Lebensgedanke Tolstois. Um dessentwillen er gelebt, um dessentwillen er gestorben ist.

Doch laßt mich erzählen. Ich bin ein kleiner erbärmlicher Jünger des großen Lew Nikolajewitsch. Ich kenne seine Bücher und liebe sie. Ich bin bestrebt, ihm nachzufolgen. Doch meine Stunde ist noch nicht gekommen. Solange aber will ich von ihm reden, dem vom Leben besiegten Sieger in namenloser Armut, die allein selig und reich macht.

Als Sophia Andrejewna ihren Haß, der gewiß zutiefst sorgende Liebe war, in die wütenden Worte goß: „Er sitzt in der Bluse, in schmutzigen, wollenen Socken, zerzaust und traurig, und näht zusammen mit Mitrofan Schuhe für Agafja Michailowna. Ein solcher Blödsinn —,“ da war das Wunder in dir geschehen, da warst du jenseits der Anfechtungen, da war ja alles leicht und unerschütterlich für dich geworden. Aber wie schwer war der Anfang jenes Weges gen Armut, den du zu Ende gingst. Und wie lang!

Nie warst du größer, graubärtiger Bettelmönch des Klosters Schamardina, ewiger Flüchtling der Tulaer Steppe, du Sohn des Volkes, als da du Schuhe nähtest für Agafja Michailowna. Welch ein Triumph! Welch ein Sieg des Besiegten! Welch eine Hingabe! Da glänzen vor meinen Augen die goldenen Rücken der Lederbände mit deinem Namen. Aber ich gäbe deine Werke hin, es sind ja nur Worte, für das Symbol deiner Tat, für die Schuhe der Agafja Michailowna. Sie wären mir heilig.

Und da blätterte ich wieder in deinem ersten Buch des Kampfes: „Was sollen wir denn tun?“ Das Elend von Moskau stinkt mir entgegen aus deinen Zeilen, die du zum erstenmal als Mitmensch verwundet niedergeschrieben, da du zum erstenmal längere Zeit in der Stadt lebtest. Und du schonst keinen, du klagst alle an, alle! Die Reichen, aber auch die Armen, die genau so schlecht wären wie die Reichen, wenn sie ihre Habgier nur befriedigen dürften, den Staat, Hohe und Niedrige, alle Parteien, alle Bonzen und falschen Propheten.

Das war der Winter 1882 in Moskau, da die große Volkszählung stattfand und auch Tolstoi von Haus zu Haus ging und zählte. War nicht auch eine Volkszählung, da der geboren wurde, dem du nachfolgtest? Nun lag der Jesusknabe für ihn in so manchen Keller, in manchem Bodenloch, in mancher Strohhütte. Und Maria sang trotz aller Not, während du mit Joseph mühsam feststelltest, wes Name und Art hier zu Hause, und wie groß die Zahl der Kinder wäre. Wie mancher wußte kaum, wieviel Kinder er besaß und wo sie gerade bettelten oder in Sklaverei lebten.

Als du so von Haus zu Haus schrittest, Lew Nikolajewitsch, da blieb in deiner Nase der Geruch der Armut, in deinen Augen das Grau der Treppenflure und in deinen Ohren das Hungerklagen der blassen schmutzigen Kinder. Da bereitete sich deine Seele für den großen Kampf und fragte: „Was sollen wir denn tun?“ Denn erschreckend weit war der Weg, den der Graf Tolstoi gehen mußte, um zu den Armen zu gelangen und ihrer wert zu sein, also auch Gottes würdig.

„So kann man nicht leben! Das kann nicht sein! Das kann nicht sein!“ Das waren seine Worte, immer wiederkehrend, bei jedem Schritt, den er die morschen Hinterhaustreppen hinauf- und hinabstieg.

Entscheidend aber war für Lew Nikolaijewitsch das folgende unscheinbare Erlebnis. Als er in einer engen Gasse, das Volk zählend, von einem Haus zum andern ging, o im dicken Gutsbesitzerpelz und mit silbernem Krückstock, der Duft der Pomade kroch unter der Mütze hervor und auf der Zünge spürte er noch die Würze und Süßigkeit des Morgenfrühstücks, das ihm Sonja gut zuredend eingeflößt hatte, da kam plötzlich ein armer zerlumpter Schuster mit seiner schwangeren Frau vorüber, Stiefel hingen ihm über den Rücken und über die Brust, schmutzige Stiefel fremder Leute.

Tolstoi wollte den beiden ausweichen. Aber schon waren die zwei, ihm zuvorkommend, auf die Straße gesprungen mit einem sich duckenden Satz, in den Augen Angst, Scham und müde Unterwürfigkeit. Ewigkeiten lagen zwischen Tolstois und des Armen Blick. Ewigkeiten an unüberbrückbarer Seelenwüste.

„Warum weichst du mir so ängstlich aus, Bruder? Ich bin nicht mehr als du“, sprach es aus Tolstoi.

Der Arme sah ihn verständnislos an. Das Weib nahte sich Tolstoi, fiel auf die Knie und hielt bettelnd die Hand hin. „Väterchen —“ flüsterte sie, neigte sich und küßte seine Schuhe.

„Steh auf, Mütterchen! So ist euch nicht zu helfen! Hier habt ihr! Es wird eine Weile reichen! Und dann?“

Jedoch die Armen verstanden ihn nicht, ihr Gesicht erfüllte eine tierische Freude nein, keine tierische — das Tier kennt ja keine ichbewußte Besitzfreude, also eine echt menschliche, allzumenschlicheigennützige Freude!

Tolstoi aber ging von Gedanken zerwühlt nach Hause. Er aß nicht, er trank nicht, auch nicht, als sein Liebling Tatjana ihm auf Wunsch der Mutter zuredete, und so blieb es viele Tage.

Ihn ekelte die leckere Speise, die er nur essen durfte, weil er mit zu den Unterdrückten gehörte, eingereiht war durch Schicksal und Geburt in die Reihe derer, denen es „gut ging“.

Nachts schlief er auf dem Fußboden. Eines Tages warf er seinen Pelz auf den Kehrichthaufen. Sophia Alexandrowna rang die Hände und weinte. Er aber sah ihre Tränen nicht und war taub für alles, was nicht den Weg bereitete, den er nun beschreiten mußte.

Das kann nicht sein! Das kann nicht sein! Das kann nicht sein! So flüsterte der Schlag seines zur Menschenliebe erwachten Herzens.

Und erst als er begann die erste Anklage niederzuschreiben: „Was sollen wir denn tun?“ wich nach den Monaten gesteigertster Selbstpeinigung die Verzweiflung aus ihm. Noch war seine Seele nicht stark genug, um mit dem alten Leben zu brechen. Noch war die Verwirrung zu groß in ihm. Er glitt scheinbar in das alte bürgerliche Leben zurück, doch er wußte, es war nur Schein. In seinem Innern war der Pilger längst aufgestanden und hatte die Märtyrerwallfahrt der ewigen Liebe angetreten.

Er wollte den Tag erleben, wo sie nicht mehr vor ihm auswichen und seine Schuhe küßten. Wo die Armen sich ihm vertrauensvoll nahten und Bruder sagten. Und es währte fast noch siebzehn Jahre, bis der Tag des Triumphes kam, an dem er traurig und zerzaust wie sie, Schuhe für Agafja Michailowna nähte.

Aber sehet, daß der Tag kam, das war eine große Gnade für einen Begnadeten, wie er seit Franz von Assisi nicht mehr unter uns war. In seinem Schloß saß er in der Leutekammer und flickte Schuhe. Und nebenan lebte die Familie von seinem Geld das Leben der Grafen und Gräfinnen. Ihn aber lockte es nie mehr zurück.

Doch ich weiß, daß ich ihn lästere, wenn ich sage, ich bin sein Jünger. Er wollte keine Jünger. Er wollte nur der Liebe und Gott in ihr den Weg bereiten. Er ist ein Wegweiser. Im tiefsten Grunde namenlos schön wie alles Schöne namenlos ist. Denn Name, besonders berühmter Name, ist ja nichts anderes als auch feiler Besitz. Und ich raste ein wenig an diesem Wegweiser in die Ewigkeit.

„Den Menschen scheint es nur so, als lebten sie von der Sorge um sich selbst; in Wahrheit lebten sie nur von der Liebe. Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihnen, denn Gott ist die Liebe“.

Du bist in der Liebe geblieben. Das ist alles, was du tatst. Was die Liebe in dir tat, Lew Nikolaijewitsch Tolstoi. Also preisen wir die Liebe. Und suchen wir sie. Einem jeden ein Paar Schuhe von Agafja Michailowna zum Flicken! Und auch aus diesen Schuhen wird nichts blühen als die Liebe. Nicht wahr, Lew Nikolaijewitsch?

Robert Seidel — achtzig Jahre alt

Am 23. November 1930 wird Robert Seidel achtzig Jahre alt. Der Lebensweg dieses Proletarierkindes, das es zum Hochschulprofessor für Pädagogik, zum formvollendeten Dichter der Arbeiterklasse und zum unermüdlichen Verkünder sozialistischer Ideale gebracht, ist weit über die Grenzen der Schweiz, wo er den Hauptteil seiner Lebensarbeit geleistet, bekannt. An einige der Hauptstationen seines Lebensweges sei kurz erinnert.

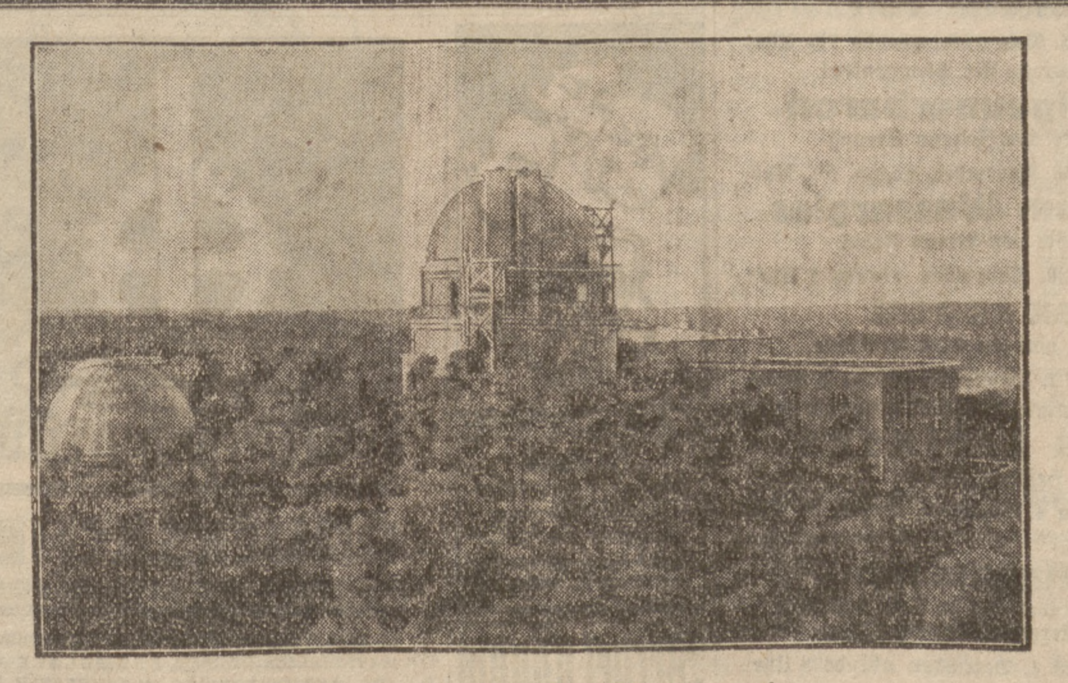
Seidel ist von Geburt Sachse. In Kirchberg erblickt er am 23. November 1850 das Licht der Welt. Er wird Tuchmachergeselle, daneben aber betätigt er sich in verschiedenen proletarischen Organisationen, in einem Volksbildungsverein und als Referent in Arbeiterversammlungen. 1871, als Napoleon III. gefangen war und die Deutsche Sozialdemokratie gegen die Fortsetzung des Krieges gegen die französische Republik kämpfte, wird er zum Militär einberufen. Seidel weigert sich, dem Befehl zu gehorchen, und flüchtet in die Schweiz, die ihm sein zweites Vaterland wird. Hier entfaltet er nun seine große Begabung im Dienste der Arbeiterschaft: Seidel ist nicht nur ein glühender Sänger der Freiheit, ein Pionier der Sozialpädagogik, sondern auch ein bedeutender Sozialpolitiker der Schweiz geworden. Seine Schrift von 1879: „Der staatliche Getreidehandel, oder wie kommt das Volk zu billigem Brot?“ ist der Ausgangspunkt für die sozialistische Propaganda für das Getreidehandelsmonopol. Seine Schriften über die Arbeitsschule nehmen vieles von dem vorweg, was das aufsteigende Proletariat Jahrzehnte später verwirklicht hat.

Seidel, der von 1890 bis 1898 Redakteur des Züricher „Volksrechts“ war, das er mitbegründet hatte, zieht 1896 in den Kantonsrat, 1898 in den großen Stadtrat ein. 1911 erfolgt seine Wahl in den Nationalrat, wo er bis 1917 bleibt. Die Auseinandersetzungen zwischen den Grütlianern und der sozialdemokratischen Partei führten zu seinem Rücktritt. Seit 1905 ist Seidel auch im wissenschaftlichen Lehramt tätig. Er wird Privatdozent für Pädagogik an der Eidgenössischen Technischen Hochschule, 1908 auch Dozent an der Universität Zürich, und schließlich zum außerordentlichen Professor ernannt.

Das reiche Schrifttum, dessen Autor Seidel war, umfaßt alle Gebiete seines Tätigkeitsbereiches. Wir finden da neben literarischen Schriften und Gedichtbänden, sozialpolitische Aufsätze und Broschüren und sozialpädagogische Schriften von größter Bedeutung.

Robert Seidel hat schon der ersten Internationale angehört, und ist mit Recht stolz darauf durch 62 Jahre stets der Internationale der Arbeiterklasse treu geblieben zu sein. Bei den Versuchen nach der Auflösung der ersten Internationale wiederum internationale Verbindungen zu schaffen, war auch er beteiligt. So wirkte er 1881 am Kongreß in Chur als Berichterstatter der Schweizer Sozialisten mit. Eine besonders wichtige Funktion hatte er als die Internationale 1893 in Zürich ihren Kongreß abhielt. Seidel war der Sekretär des Organisationskomitees. Der Brüsseler Kongreß der Sozialistischen Arbeiter-Internationale von 1928 sandte an Robert Seidel im Gedenken an die sechs Jahrzehnte seines Wirkens als Internationaler ein herzliches Begrüßungstelegramm.

In erstaunlicher Arbeitsfähigkeit und Rüstigkeit begeht Robert Seidel seinen achtzigsten Geburtstag, dessen die deutsche Lehrerschaft, die deutsche Sängerwelt und die sozialistische Arbeiterbewegung gleichermaßen gedenken. Viele seiner persönlichen Freunde in allen Ländern werden am 23. November einen Gruß in sein Heim in der Vogelsangstraße 5 in Zürich senden.



Schwedens neueste Sternwarte

die in Saltsjöbaden — dem herrlichen Ausflugsort bei Stockholm — errichtet wurde und ihrer Vollendung entgegensieht.

Truppenzusammenziehung in Madrid

Paris. Ueber die Situation in Spanien meldet „Paris Midi“, daß die Beruhigung nur scheinbar sei. Dafür sprächen auch die ungewöhnlichen Maßnahmen in der Hauptstadt und in anderen größeren Städten. General Berenguer habe gegen einen revolutionären Staatsstreich die Regimenter der Nachbargarnisonen von Madrid in der Hauptstadt zusammengezogen, alle Hauptpunkte der Stadt sowie die öffentlichen Gebäude mit Militär besetzen lassen. Die Privatwohnungen der revolutionären Führer werden genau bewacht.

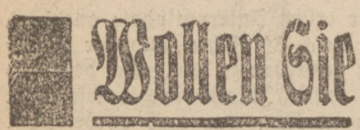
An der französisch-spanischen Grenzstation Hendaye wurde ein Automobil angehalten und in seinem Innern 200 Revolver sowie reichliche Munition gefunden. Der Fahrer und seine Begleiter wurden verhaftet.

„Der dritte Grad“

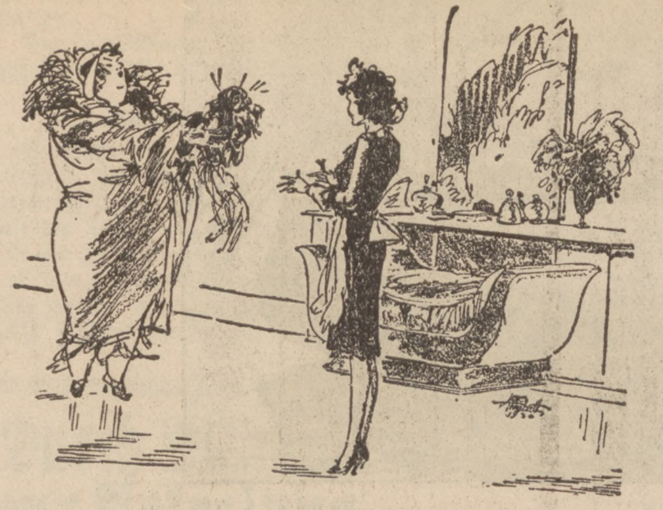
Moderne Foltermethoden in Amerika.

Ein Buch, das die entsetzlichsten Scheußlichkeiten eines modernen Foltersystems enthüllt, ist soeben in Neuyork erschienen. Es heißt „Der dritte Grad“, und sein Verfasser Emanuel H. Lavine, der seit 30 Jahren Berichterstatter der Neuyorker Polizei ist, verfügt über die genauesten Kenntnisse der dortigen Verhältnisse. Seine Schrift enthält geradezu ungeheuerliche Anklagen, die sich gegen die Beamten der Stadt Neuyork und gegen die Polizeibehörde richten; er wirft ihnen Bestechlichkeit vor und klagt besonders die Methoden des berüchtigten „dritten Grades“ an, die er als ein Ueberführungssystem „schlimmer als die mittelalterlichen Foltern“, schildert. „Ich habe gesehen, wie man einen Mann auf den Adamsapfel schlug, bis ihm das Blut aus dem Munde sprudelte,“ schreibt er. „Ich habe gesehen, wie ein anderer in einen zahnärztlichen Stuhl gesetzt und dort festgehalten wurde, während ihm ein Zahnarzt, der daran sogar Gefallen zu finden schien, mit seiner Bohrmaschine in den Backenzähnen herumfuhr.“ Der „dritte Grad“ ist nach seinen Mitteilungen bei den Polizeierhebungen in Neuyork ganz üblich und wird damit zu rechtfertigen gesucht, daß 70 Prozent aller Geständnisse nur auf gewaltsamem Wege erreicht werden können.

Der grausigste Fall, den Lavine schildert, ist der eines gewissen Joseph Rumore, eines 18jährigen Burschen, der mit zwei anderen beim Einbruch in einem Laden in Brooklyn zwei Polizisten am 30. Jan. 1930 erschoß. Rumore, der allein festgenommen wurde, weigerte sich, die Namen der beiden anderen anzugeben und wurde daraufhin dem „dritten Grad“ unterworfen. „Sie brachten ihn in eine der Geheimzellen,“ schreibt der Verfasser. „Hier wurde er zwei Stunden lang „behandelt“, indem man ihn schlug und mit dem Kopf gegen den Boden und die Wände stieß. Immer neue Polizisten gingen, mit Totschlägern und Gummischläuchen bewaffnet, in das Zimmer, um dann nach einiger Zeit atemlos und schwitzend wieder herauszukommen, stets mit derselben Auskunft: „Er will nichts sagen.“ Ich hätte niemals gedacht, daß der menschliche Körper solche Mißhandlung aushalten könne. Schließlich wurde er bewußtlos und ich ging hinein. Der Raum sah aus wie ein Schlachthaus an einem bewegten Tage. Einer der Detektive hob den Daliegenden auf und sagte ihm: „Geh ans Waschbecken und wasche dich etwas.“ Der Bursche lächelte ein wenig mit seinen geschwollenen Lippen, denn er dachte, nun sei die Folterung zu Ende. Aber es ging erst recht los. Der Gefangene wurde auf einen Drehsessel mit Armlehnen gedrückt. „Nun sitzt du im Stuhle des Chefs,“ sagte ihm einer der Folterknechte höhnisch. Dann wurden die Arme des Unglücklichen allmählich immer stärker nach hinten gezogen, bis sie völlig verrenkt waren, während ihn ein Mann an seinem langen roten Haar riß. Dann zog einer der Detektive einen Totschläger und schlug mit aller Gewalt gegen Rumores Adamsapfel. Ich dachte, daß das Ende sei; der Körper verfiel in Zuckungen und bäumte sich gegen die Stricke, mit denen er gefesselt war. Das Blut spritzte über den ganzen Raum. Nun hielt der Folterer den Totschläger vor die geschwollenen Augen und sagte: „Wenn du nicht gestehst, wirst du die ganze Nacht so behandelt.“ Mit kaum hörbarem Geflüster nannte er die Namen und die Adressen seiner Gefährten, und nach einer halben Stunde wurde berichtet, daß sie die beiden Verbrecher hätten.



kaufen oder verkaufen? Angebote und Interessenten verschafft Ihnen ein Inserat im „Volkswille“



„Hier, Grete — nehmen Sie Fifi und putzen Sie ihm die Zähne. Er hat das Unglück gehabt, einen Müllkutscher zu beißen!“ (Judge.)

Rundfunk

Kattowitz — Welle 408,7

Sonntag. 10,15: Uebertragung des Gottesdienstes. 12,10: Sinfoniekonzert. 14: Vorträge. 15,40: Stunde für die Kinder. 16,40: Vorträge. 17,15: Aus Warschau. 17,40: Nachmittagskonzert. 19: Vorträge. 20,30: Klavierkonzert. 21,25: Abendkonzert. 22,15: Chansons. 23: Tanzmusik.

Montag. 12,10: Mittagskonzert. 15,35: Aus Warschau. 16,15: Für die Jugend. 16,45: Schallplatten. 17,45: Unterhaltungskonzert. 18,45: Vorträge. 20,30: Operettenaufführung. 23: Plauderei in englischer Sprache.

Warschau — Welle 1411,8

Sonntag. 10.45: Uebertragung des Gottesdienstes. 12.15: Sinfoniekonzert. 14: Vorträge. 15,40: Kinderstunde. 16: Vorträge. 16,55: Schallpatten. 17,40: Orchesterkonzert. 19: Vorträge. 20,30: Klavierkonzert. 21,10: Vortrag. 21,15: Abendkonzert. 22,15: Chansons. 23: Tanzmusik.

Montag. 12,10: Mittagskonzert. 15,50: Französisch. 16,15: Stunde für die Kinder. 16,45: Schallplatten. 17,45: Unterhaltungskonzert. 18.45: Vorträge. 20.30: Operettenaufführung. 23: Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 259. **Breslau Welle 325.**

11,15: Zeit, Wetter, Wasserstand, Presse.
11,35: 1. Schallplattenkonzert und Reklamedienst.
12,35: Wetter.
12,55: Zeitzeichen.
13,35: Zeit, Wetter, Börse, Presse.
13,50: Zweites Schallplattenkonzert.
15,20: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht, Börse, Presse.

Sonntag, 23. November. 8,45: Morgenkonzert auf Schallplatten. 9,15: Glockengeläut der Christuskirche. 9,30: Morgenkonzert auf Schallplatten. 11: Evangelische Morgenfeier. 12: Konzert. 14: Mittagsberichte. 14,10: Rätselfunk. 12,20: Totengedenkfeier des Deutschen Freidenker-Verbandes. 15: Auswirkung der Wirtschaftskrise auf die Frauenarbeit. 15,20: Schachfunk. 15,30: Gereimtes — Ungereimtes. 15,45: Was der Landwirt wissen muß! 16: Klassische Meister. 16,25: Lieder. 16,50: Kinderbühne. 17.30: Vilma Mönckeberg liest aus den „Totenmasken“. 18: Aus der Hof- und Probstkirche Dresden: Kirchenmusikalische Abendfeier. 19: Wettervorhersage; anschließend: Das Schicksal der deutschen Soldatengräber des Weltkrieges. 19,20: Das Buch des Tages: Erinnern wir uns! 19,35: Wettervorhersage; anschließend: Dora Saloschin liest Angelus Silesius. 20: Kammermusik. 21,10: Die Reportage des Todes. 22: Konzert. 23,30: Funkstille.

Montag, 24. November. 9,05: Schulfunk. 15,25: Alfred Mühr liest aus eigenen Schriften. 16: Lieder. 16,30: Das Buch des Tages: Das mittelalterliche Rom. 16,45: Moderne Klaviermusik auf Schallplatten. 17,15: Zweiter landw. Preisbericht; anschl.: Die Uebersicht. 17,35: Blick in Zeitschriften. 18: Wettervorhersage; anschließend: Abendmusik. 19: Das wird Sie interessieren! 19,20: Abendmusik. 20: Wettervorhersage; anschließend: Die Dichtung und die Zeit. 20,30: Die große Nummer. 21,20: Stefan Frenkel geigt. 22,20: Zeit, Wetter, Presse, Sport. 22,40: Erinnerungen eines Fußball-Enthusiasten. 23: Funktechnischer Briefkasten. 23,15: Funkstille.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Chorkonzert des Arbeiter-Sängerbundes

Der Billett-Vorverkauf für unser Bundeskonzert am 30. November, nachmittags 17 Uhr, in der „Reichshalle“, ist eröffnet worden. Die Eintrittskarten sind jetzt schon zu haben im Parteibüro in Katowice, Zentral-Hotel, 2. Stock, Zimmer 23, Bahnhofstraße. Die Plätze kosten: Stehplatz 0.75 Zloty (für Mitglieder der freien Gewerkschaften 0.50), Sitzplätze zu 1.00, 1.50, 2.00 und 3.00 Zloty. Die Ortsvereine werden dringend gebeten, sich am Vorverkauf rege zu beteiligen. Insbesondere werden die Vereinsvorstände gebeten, den örtlichen Billettabsatz in einer geeigneten Form alsbald zu organisieren. Der Billettvorverkauf findet im Zimmer 23 (Parteibüro) von 10—1 Uhr mittags und nachmittags von 4—8 Uhr statt. Die Bundesleitung.

Kattowitz. Am Dienstag, den 25. November, abends ½8 Uhr, findet im Saale des Zentralhotels ein Lichtbildervortrag „Heimgestaltung“, zu welchem Frau Boidol referieren wird, statt. Der Vortrag, welcher sehr interessant zu werden verspricht, müßte demnach auch stark besucht sein. Hauptsächlich sind die Frauen der Arbeiterwohlfahrt, der Partei- und Gewerkschaftsmitglieder, sowie der einzelnen Kulturvereine herzlichst eingeladen.

Bismarckhütte. Am Montag, den 1. Dezember 1930, abends 6½ Uhr, im Lokal Brzezina findet ein Vortrag statt. Referent Genosse Okonski.

Königshütte. Am Mittwoch, den 26. November, abends 7 Uhr, veranstaltet der Bund wiederum einen Theaterabend. Zur Aufführung gelangen 2 Lustspiele, betitelt: „Auf nach Chikago“ in 2 Akten und „Ein strammer Junge“ in einem Akt. Preise der Plätze 1 Zloty, 0,75 Zloty und 0,50 Zloty. Wir bitten, vom Vorverkauf regen Gebrauch zu machen. Billete sind erhältlich im Restaurant bei Niestroi und im Bibliothekszimmer.

Versammlungskalender

Wochenplan der D. S. J. P. Kattowitz

für die Zeit vom 17. November bis 23. November.

Sonntag: Heimabend.

Werbet für die Jugend!

Arbeiter-Sängerbund.

Die für Sonnabend, den 22. November, anberaumte enge Bundesvorstandssitzung findet nicht statt. Diese Sitzung findet aber bestimmt am Montag, den 24. November, vormittags 10 Uhr im Zentralhotel Kattowitz statt.

Die freien Sänger aus Bismarckhütte und Simianowitz proben vollzählig am Mittwoch, den 26. November, abends 7,45 Uhr in Kattowitz mit den Kattowitzer Sängern. Hierbei werden insbesondere die Gruppenchöre Simianowitz-Bismarckhütte usw. geprobt. Vollzähliges Erscheinen! Reisespesen werden zum Teil ersetzt.

Emanuelssegen. (Gesangverein.) Infolge Renovation der Minderheitsschule müssen unsere Gesangsproben bis zur Fertigstellung derselben wegfallen.

Deutsche Theatergemeinde

Tel. 3037. Stadttheater Katowice Tel. 3037.

Montag, den 24. November, nachm. 4 Uhr:
Schülervorstellung! Schülervorstellung!
Wilhelm Tell
Schauspiel von Schiller

Montag, den 24. November, abends 8 Uhr:
Abonnement! Abonnement!
Wilhelm Tell

Freitag, den 28. November, abends 7½ Uhr:
Vorkaufsrecht für Abonnenten!
Der Zigeunerbaron
Operette von Johann Strauß

Sonntag, den 30. November, nachm. 3½ Uhr:
Sturm im Wasserglas
Komödie von Bruno Frank

Sonntag, den 30. November, abends 8 Uhr:
Sex appeal
Lustspiel von Friedrich Lonsdale

Montag, den 1, Dezember, abends 8 Uhr:
Zum 1. Mal in Polen Die internationale Diseuse
Dela Lipinska
Heiterer Abend

Donnerstag, den 4. Dezember, nachm. 3½ Uhr:
Kindervorstellung! Kindervorstellung!
Schneemann
Weihnachtskinderspiel in 5 Bildern von Alexander Schettler

Donnerstag, den 4. Dezember, abends 8 Uhr:
Die Weber
Schauspiel aus den 40-er Jahren von Gerhart Hauptmann

Das Blatt der Frau von Welt:

die neue linie

Eine Zeitschrift, die in schönster Ausstattung Richtlinien der gepflegten Lebensführung, der kultivierten Geselligkeit, des genußvollen Reisens und der modernen Häuslichkeit gibt, nicht zuletzt aber erstklassige Vorbilder für die Kleidung nach den besten Modellen der Weltmode.

Jeden Monats-Beginn neu!

BEYER-VERLAG, LEIPZIG-BERLIN

Heftpreis 1.— Mark.



Werbet ständig neue Leser!



DRUCKSACHEN
FÜR DEN INDUSTRIEBEDARF

LOHNLISTEN, LOHNBEUTEL, SCHICHTEN- UND MATERIALIEN-BÜCHER, FORMULARE ALLER ART, AKTIEN FERTIGT IN KÜRZESTER FRIST

„VITA“ NAKŁAD DRUKARSKI

KATOWICE, KOŚCIUSZKI 29 - TELEFON 2097

